Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 11 (1925)
Heft: 53

Anhang: Mittelschule : Beilage zur "Schweizer Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

11. Jahrgang Nr. 1 27. Januar 1924

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Liturgische Literatur — Zunftstube — Bücherecke

Liturgische Literatur

Von Dr. P. Leodegar Hunkeler, Engelberg.

Eine der tröstlichsten Erscheinungen im katholischen Geistesleben der Gegenwart ist das Wiedererwachen des Verständnisses für die erhabenen Werte der kirchlichen Liturgie. Die liturgische Bewegung, die im letzten Jahrhundert von Frankreich ausging, bald aber auch die Gebiete deutscher Zunge erfaßte, hat bereits schönste Erfolge zu verzeichnen. Sowohl das wissenschaftliche Erfassen der Liturgie, als deren praktische Pflege nahm in den letzten Jahren einen ungeahnten Aufschwung. Da die Frage nicht zuletzt auch die Lehrer an katholischen Schulen, vor allem die Religionslehrer interessieren muß, mag es dem einen und andern Leser unserer Zeitschrift willkommen sein, wenn im Folgenden auf einige Bücher aufmerksam gemacht wird, die dem Religionslehrer an Mittelschulen für das Studium der Liturgie wertvolle Dienste leisten können. Die Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, vielleicht läßt sich ein anderes Mal das eine und andere nachtragen.

Ein prächtiges Buch, das soeben erschien, ist der von der Abtei Maria-Laach herausgegebene Sammelband: „Die betende Kirche. Ein liturgisches Volksbuch“ (Berlin, St. Augustinusverlag, 1924). Das Buch erstrebt „die Einführung der Gläubigen ins religiös kirchliche Leben aus dem Geiste der Liturgie“ (Vorwort), hat also in erster Linie nicht eine wissenschaftliche, sondern eine praktische Tendenz; doch liegen den Darbietungen die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschung zu Grunde. Nach einem einführenden Wort Abt Ildefons Herwegens folgen Arbeiten über Wesen und Bedeutung der Liturgie, über das Kirchengebäude, die Ausstattung des Altares und der Kirche, die liturgische Kleidung, die Feier der heiligen Messe, das Gebet der Kirche im täglichen Offizium, das Kirchenjahr, die heiligen Sakramente und die Sakramentalien. Ein Anhang bietet erklärende Bemerkungen zu einzelnen Ausdrücken und Stellen des Textes; 24 Tafeln begleiten die Ausführungen und erleichtern dem Leser das Verständnis der im Texte gebotenen Aufschlüsse über die geschichtliche Entwicklung des Kirchengebäudes, des Altares, der liturgischen Geräte usw.

Dieses überaus reichhaltige Buch gehört ohne Zweifel zum Wertvollsten in der neueren liturgischen Literatur und ist geeignet, reiche und vielseitige Anregungen zu bieten. Es ist natürlich nicht möglich, hier den Gedankengängen des Buches bis ins Einzelne nachzugehen; wir müssen uns mit einigen kurzen Hinweisen begnügen. — Von hervorragender Schönheit und Tiefe ist der grundlegende Aufsatz von P. Stock über „Wesen und Bedeutung der Liturgie.“ Die Liturgie als Gemeinschaftsgebet und Gemeinschaftsopfer in und mit Christus, ihr Charakter als Mysterienfeier, die zentrale Stellung der Eucharistie in der Liturgie, das Priestertum im engern und weitern Sinne als Träger der Liturgie, die Pfarrei als Abbild der Gesamtkirche, die Bedeutung der Liturgie für das eigenpersönliche Leben, all das wird in tiefschürfenden Ausführungen meisterhaft behandelt. Dieser Aufsatz dient den folgenden Arbeiten gewissermassen als feste theologische Basis.

Sehr geistvoll ist auch die Arbeit des gleichen Verfassers über das Kirchengebäude, wozu P. Schippers die rein kunstgeschichtlichen Partien schrieb. Es wird zuerst die liturgische Bedeutung des Kirchengebäudes erörtert; dann folgt eine Würdigung der einzelnen historischen Baustile in ihrer Stellung zur Liturgie. Man ist nicht verpflichtet, jede Auffassung des Verfassers zu unterschreiben; die ablehnende Beurteilung des gotischen Stiles, natürlich nur in seiner liturgischen oder besser gesagt unliturgischen Eigenart, scheint uns z. B. zu extrem; doch muß man anerkennen, daß eine gerade

Linie das Ganze durchzieht, und daß man die interessanten Darbietungen mit hohem Genusse liest.

Abt Ildefons Herwegen spricht in einem kurzen, gehaltvollen Aufsatz über die Feier der heiligen Messe. Von kundiger Hand geführt tritt der Leser ein in die Welt der tiefsten Mysterien, die in ihrem innern Wesen, ihrer tief ins seelische Leben des Christen eingreifenden Bedeutung und dem historischen Werden ihrer äußern Form in klassisch abgeklärter Sprache geschildert werden. Es wird nichts Wesentliches übergangen, und doch würde man diesem Mittel- und Höhepunkt des ganzen Buches auch der äußeren Ausdehnung nach den Vorrang vor den andern Arbeiten wünschen.

Ergreifend schön ist die Erklärung des kirchlichen Stundengebetes von P. Casel. Der großartige Inhalt und die feine künstlerische Form des liturgischen Gebetes werden mit Wärme und stellenweise mit dichterischem Schwung der Sprache gewürdigt, so daß einem das heilige Gebetbuch durch die Lektüre dieser Ausführungen als Kunstwerk der Natur und der Uebernatur lieb und verehrungswürdig werden muß. Ich gestehe aufrichtig, noch nie so Schönes über das Gebet der Kirche gelesen zu haben.

Sehr reichen Genuß und wertvolle Anregungen bietet auch die Arbeit P. Strickers über das Kirchenjahr, das in seinem tiefern Sinn, seinem Ursprung und seinem Aufbau, seiner hohen Bedeutung für das Vollkommenheitsstreben des Christen lichtvoll und formschön besprochen wird. Da und dort hätte ich eine mehr historische Einstellung nicht ungern gesehen; so wird z. B. der Unterschied der Liturgie an Weihnachten und Epiphanie nur im Lichte des geschichtlichen Werdens dieser Feste klar und verständlich. In der Betonung der tiefgreifenden Bedeutung des Mitlebens mit dem Kirchenjahr für das Streben nach Heiligkeit (S. 219) wünschte ich eine jedem Mißverständnis vorbeugende Fassung. Schließlich bleibt auch dem mit der Liturgie Lebenden der harte, mühsame Aufstieg durch die via purgativa nicht erspart; die Liturgie spendet ihm die Kraft dazu, will aber auch sein tapferes Mitarbeiten.

Diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, daß das Buch der Laacher Mönche ein wirklich bedeutungsvolles Buch ist. Wenn wir bloß einige wegen ihres Inhaltes besonders wichtige Abschnitte erwähnen, so will das nicht heißen, daß die übrigen Arbeiten nicht ebenfalls wertvoll seien. Jede von ihnen ist ein kostbarer Stein, der das Seine beiträgt zu diesem prächtigen Mosaikbild der betenden Kirche, für das wir den Mönchen am Laachersee und ihrem Abte herzlich Dank wissen. Sie nennen ihr Buch ein **Volksbuch**; diesen Untertitel wage ich nicht zu unterschreiben. Der Stil ist zu hoch, die Ausdrucksweise setzt zu viel voraus, um vom gewöhnlichen Volke verstanden zu werden. Für die **Führenden** unter dem Volke aber, die Geistlichen, die Lehrer, vor allem die Religionslehrer, überhaupt die Gebildeten, und zwar nicht bloß die akademisch Gebildeten, ist das Buch eine Gabe voll tiefster Lebenswerte. Sie lernen daraus, wie erhebend und trostvoll es ist, mit der betenden und opfernden Kirche zu beten und zu leben, und werden dann in ihrer Tätigkeit unter dem Volke, vorab unter der Jugend verwerten, was sie aus diesem schönen Werke schöpften. So wird das Buch **indirekt** ein Volksbuch werden und wird den Zweck erreichen, der den Verfassern vorschwebte.

In untergeordneten Einzelheiten wird vielleicht der eine und andere Leser des Buches nicht ganz die gleiche Auffassung vertreten wie die verehrten Verfasser. Aber wir wissen, der Träger des Laacher Hirtenstabes ist großzügig genug, um es z. B. dem freiheitsliebenden Schweizer zu verzeihen, wenn er auch in religiösen Dingen, soweit sie nicht das Credo berühren, gern eine gewisse Freiheit hat; wenn er die Liturgie innig liebt, aber auch in den Schriften seines Stammesgenossen Heinrich Seuse mit Freude und Erbauung liest, wenn er den offiziellen Gottesdienst der Kirche über alles andere stellt, aber doch auch für historisch gewordene, sinnvolle Volks- und Privatandachten eine liebevolle Anhänglichkeit bewahrt, wenn er die altehrwürdige römische Basilika als den liturgischsten Kirchenstil und den gregorianischen Choral als den ehrwürdigsten, innerlichsten, schlechthin klassischen Kirchengesang anerkennt und liebt, aber auch einen gotischen Dom oder ein gemütvolles Barockkirchlein, wie seine Ahnen sie bauten, nicht unliturgisch findet und an einer frommen, den liturgischen Text liebevoll interpretierenden Männerchor- oder gar Orchestermesse seine religiöse Freude hat. Es ist klar, daß das Buch der Laacher Mönche dieser Freiheit nicht das Wort reden konnte; damit hätte es seine unverfälschte Rasse zum Teil eingebüßt, und das würden wir bedauern.

Möge das Werk seinen Weg in alle Gaue finden, wo gläubige und kirchentreue Menschen zu Gott beten; es ist berufen, viel Gutes zu stiften.

Wir haben uns bei dem Laacher Buch etwas länger aufgehalten, weil es von so hervorragender Bedeutung ist. Im Folgenden noch ein paar Worte über weitere neuere Bücher liturgischen Inhaltes.

Ebenfalls aus der Abtei Maria-Laach stammt die Sammlung „Ecclesia orans" (Freiburg, Herder), die in ungezwungener Reihenfolge Arbeiten aus dem weiten Gebiet liturgischen Lebens veröffentlicht; wir erwähnen die gut einführende Schrift von Guardini über den „Geist der Litur-

gie", die drei inhaltsreichen Bändchen „Meßliturgie und Gottesreich" von P. Kramp S. J., die klassische Psalmenübersetzung von P. Miller O. S. B., die tiefschürfende Arbeit von P. Casel O. S. B. über „die Liturgie als Mysterienfeier" und — ein Kabinettstück liturgiewissenschaftlicher Forschung — das Büchlein von Baumstark „vom geschichtlichen Werden der Liturgie". Das letztere Bändchen bietet trotz seines geringen Umfanges eine Fülle wertvoller Aufschlüsse über die treibenden Kräfte, welche in der äußern Entwicklung der Liturgie wirksam waren. Die „Ecclesia orans" hat sich rasch einen zahlreichen Leserkreis erworben, einzelne Bändchen sind bereits in zweiter Auflage erschienen.

Ein sehr hübsches, kleines, aber reiches Büchlein legt uns die Abtei Maria-Laach auf den Neujahrstisch: „Der Weg der Kirche im heiligen Jahr 1925." Die darin enthaltenen Kapitel sprechen aber nicht bloß vom heiligen Jahr 1925, sondern mehr vom heiligen Jahr im allgemeinen, dem Kirchenjahr. – Aufsätze über Liturgie enthält sodann Abt Herwegens schönes Buch „Alte Quellen neuer Kraft" (Düsseldorf, Schwann, 1920). Tief und geistvoll ist z. B. der Artikel über das Königtum Christi in der Liturgie, der an Hand der liturgischen Meß- und Breviergebete nachweist, wie die altchristliche, auch in der darstellenden Kunst uns entgegentretende Auffassung von Christus als dem triumphierenden König, dem alle dienen, in der Liturgie ungeschwächt erhalten ist.

Liturgisch orientiert ist auch des gleichen Verfassers inhaltsreiches Büchlein „Lumen Christi" in der Sammlung „Der katholische Gedanke" (München, Theatiner-Verlag, 1924). Es enthält vier Aufsätze, die auf einen Beweis für die welterneuernde Kraft der Liturgie und deren Bedeutung für den Wiederaufbau des religiösen Lebens in der modernen Gesellschaft hinauslaufen. Die tiefgründigen Gedankengänge des Buches sind geeignet, vor allem den akademisch Gebildeten eine hohe Auffassung des liturgischen Lebens zu vermitteln.

Seit 1918 gibt der „Verein zur Pflege der Liturgiewissenschaft" eine dreifache Serie liturgiewissenschaftlicher Arbeiten heraus: das „Jahrbuch für Liturgiewissenschaft", die „Liturgischen Quellen" u. die „Liturgischen Forschungen" (Münster i. W., Aschendorff). Während die beiden letzteren Publikationen zunächst rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen, ist das „Liturgische Jahrbuch", herausgegeben von Dr. P. Odo Casel, auch für weitere Kreise höchst interessant und wertvoll. Größere Aufsätze, geschichtlichen und theologischen Inhaltes, kleinere Miszellen und ein überaus reicher Literaturbericht über alle neueren Erscheinungen des Büchermarktes, die irgendwie in das Gebiet liturgischer Wissenschaft einschlagen, machen dieses Jahrbuch zu einer wahren Fundgrube neuer Erkenntnisse. Es ist zu hoffen, daß möglichst zahlreiche Abonnemente die Fortexistenz dieses vielversprechenden Unternehmens sichern.

Etwas trocken geschrieben und in Einzelheiten überholt, aber als Ganzes immer noch wertvoll für die Kenntnis der Geschichte des Kirchenjahres und einzelner Heiligenfeste ist die „Heortologie" von H. Kellner (2. Aufl., Freiburg, Herder, 1906).

Ueber die Karwochenliturgie spricht P. Feuling O. S. B. in seinem vorzüglichen Büchlein: „Einführung in die Liturgie der Karwoche" (Augsburg, Filser, 1921). Die Schrift enthält drei Vorträge, die der Verfasser in Konstanz hielt.

Neben diesen neueren Erscheinungen der liturgischen Literatur behalten natürlich auch die älteren Werke von Thalhofer und Gihr, die jedermann bekannt sind, ihren großen Wert. Der ihnen eigene tiefe theologisch-asketische Gehalt ist nicht vom Fortschritt der Wissenschaft abhängig.

Unter den praktischen Handbüchern verdienen besonders erwähnt zu werden der „Grundriß der Liturgik" von Dr. R. Stapper (4. Aufl., Münster i. W., Aschendorff, 1922) und die „Katholische Liturgik" von Dr. Ludwig Eisenhofer (Freiburg, Herder, 1924). Beide sind als Hilfsmittel für die Behandlung der Liturgik in theologischen Schulen gedacht, wollen aber auch Handbücher zum Selbstunterricht für weitere Kreise sein. Sie bedeuten gegenüber den frühern praktischen Lehrbüchern der Liturgik einen entschiedenen Fortschritt.

Endlich sei erwähnt das „Liturgische Handlexikon" von P. J. Braun S. J. (Regensburg, Pustet, 1922), das bei seinem geringen Umfang natürlich nicht tiefergehende Aufschlüsse über liturgische Fragen geben kann, aber doch die Ergebnisse der neueren Forschung glücklich verwertet und als praktisches Nachschlagebuch gute Dienste leistet.

Nach dieser unvollständigen Aufzählung deutscher Bücher über Liturgie sei noch das eine und andere Werk genannt, das in nichtdeutschem Gebiet entstand, aber wegen seines Inhaltes oder seiner Methode auch für den Leser deutscher Zunge wertvoll ist. — Ein sehr reichhaltiges, interessantes Buch schenkt uns der Abt von St. Paul in Rom, Adefons Schuster, mit seinem «Liber Sacramentorum. Note storiche e liturgiche sul Messale Romano (Turin-Rom, Marietti, 1919 ff.); bisher erschienen sechs Bände, der sechste (über die Heiligenfeste) liegt mir aber noch nicht vor. Das Werk gibt neben allgemeinen Abhandlungen über

Ursprung und Geschichte der römischen Liturgie eine historisch orientierte Erklärung des Kirchenjahres und der Meßformulare, wobei der Verfasser eine große Vertrautheit mit den heiligen Stätten des alten Rom an den Tag legt. Zahlreiche Einzelheiten in den Texten der heutigen römischen Liturgie finden hier eine einfache, plausible geschichtliche Erklärung, die viel besser befriedigt als eine gesuchte Symbolik. Zu bedauern ist, daß der Verfasser es unterließ, an das Werk die letzte Feile zu legen; oft vermißt man Ordnung und Methode, es kommen Wiederholungen vor, und vor allem fehlen vielfach genaue Quellenangaben. Wir hoffen, daß eine zweite Auflage diese Mängel behoben und so den wissenschaftlichen Wert des Buches erhöhen werde. Aber auch so, wie es vorliegt, ist es eine überaus willkommene, schöne Gabe.

Sehr reich ist die liturgische Literatur in Frankreich, von wo die liturgische Bewegung ausging. Das grundlegende Werk, das noch heute ob seines tiefen Ideengehaltes lesenswert bleibt, ist dort die „Année liturgique" v. Abt Prosper Guéranger (15 Bde., Le Mans, 1841 ff.) auch ins deutsche übersetzt, freilich nicht klassisch (Mainz, 1876 ff.). Guérangers Werk, das man hie und da in französischen Antiquariatskatalogen angeboten sieht, zeichnet sich aus durch ein liebevolles Sichvertiefen in die Ideenwelt des liturgischen Jahres und hat unermeßlich viel Gutes gestiftet.

Aus der neueren Zeit erwähne ich das hübsche Buch von Molien, La prière de l'Eglise (2 Bd., Paris, Letouzey et Ané, 1924). Der erste Band dieses überaus gediegenen, praktischen Buches behandelt die Liturgie der hl. Messe und das Brevier (letzteres sehr kurz); der zweite Band ist dem Kirchenjahr gewidmet. Wer eine nicht allzu umfangreiche, auf wissenschaftlicher Grundlage fußende, praktisch gehaltene Darstellung der Liturgie wünscht, wird in diesem Buch recht gut auf seine Rechnung kommen.

In Frankreich erschien auch eine Neubearbeitung des grundlegenden Buches von Suitbert Bäumer O. S. B. über die Geschichte des Breviers aus der Feder des Benediktiners Biron (Paris, Letouzey et Ané, 1905). Der Text Bäumers ist übersetzt, und dann werden die Ergebnisse der neueren Forschung in Klammer oder in Fußnoten beigefügt. Es wäre zu begrüßen, wenn ein Vertreter der liturgischen Wissenschaft in Deutschland oder in Frankreich unter Zugrundelegung der Arbeiten Bäumers und Birons eine gründliche, neue Geschichte des Breviers schaffen würde.

Sehr anregend sind die liturgiewissenschaftlichen Arbeiten des Abtes von Farnborough, Fernand Cabrol O. S. B. Ich nenne zwei: „Le livre de la prière antique" (6. Aufl., Tours, Mame et fils, 1920) und „Les origines liturgiques" (Paris, Letouzey et Ané, 1906). Das erste Buch ist eine Darstellung grundlegender Fragen über Liturgie in knapper Form, das zweite enthält eine Serie von Vorträgen über den Ursprung der Liturgie, die der Verfasser seinerzeit in Paris hielt. Cabrol verbindet mit wissenschaftlicher Gediegenheit die feine Art der französischen Causerie und einen feinen Sinn für die Eigenart der Liturgie.

Den gründlichen, hie und da etwas eigene Wege gehenden Gelehrten verraten die liturgischen Publikationen des bekannten Kirchenhistorikers P. Batiffol. Es kommen hier in Betracht seine „Leçons sur la Messe" (7. Aufl. Paris, Gabalda, 1920) und „Histoire du bréviaire romain" (3. Aufl. Paris, 1911). Batiffols Buch über die Messe ist die Arbeit des gelehrten Forschers. Es liest sich zwar nicht so leicht wie die Schriften Cabrols, findet aber, wie die große Zahl der Auflagen beweist, in wissenschaftlichen und liturgischen Kreisen sympathische Aufnahme. Des gleichen Verfassers Geschichte des Breviers kenne ich zu wenig, um darüber zu urteilen.

Für die Kenntnis der ersten Jahrhunderte der Liturgiegeschichte war und ist von hohem Wert das geistvoll geschriebene Buch von L. Duchesne, „Origines du Culte chrétien" (5. Aufl., Paris, Boccard, 1920). Duchesne untersucht darin u. a. das Verhältnis der römischen Liturgie zum sogenannten gallikanischen Ritus, dessen Reste er in der heutigen mailändischen und mozarabischen Liturgie sieht. Das Buch ist auch deswegen wichtig, weil es den Bericht der sogenannten gallischen Pilgerin aus dem 4. Jahrhundert in den wichtigsten Partien im Urtext wiedergibt.

Seit 1907 geben Abt Cabrol und H. Leclercq O. S. B. den großangelegten „Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie" heraus (Paris, Letouzey et Ané), der die Ergebnisse der Liturgiewissenschaft zusammenfassen und den in zahlreichen Monographien zerstreuten Stoff zugänglich machen soll. Bereits liegen mehrere imposante Quartbände fertig vor, die in ihren reichgespickten Artikeln sehr viel wertvolles Material enthalten. Wie das bei allen derartigen Unternehmungen der Fall ist, sind natürlich nicht alle diese Aufsätze gleichwertig; doch wird das ganze Werk, wenn es einmal abgeschlossen ist, dem Freund der Liturgie beredte Auskunftstelle sein.

Unter den französischen Zeitschriften, die liturgische Fragen besprechen, möchte ich die hübsche „Revue pratique de liturgie et de musique sacrée" (Lille, Desclée, de Brouwer) hervorheben, die sehr viel Interessantes bietet. So bringt sie ge-

genwärtig in einer langen Serie von Heften eine gute historisch-praktische Meßerklärung.

Nicht weniger eifrig, als in Frankreich, wird in Belgien für die Liturgie gearbeitet. Brennpunkte dieser Arbeit sind die Abteien Maredsous, Mont César (Löwen) und St. André. Aus der letzteren Abtei ging das in großen Zügen über die Liturgie orientierende Buch „Liturgia" von G. Lefèbre (St-André, 1920) hervor. Das Buch wendet sich an weitere Kreise, legt daher mehr Wert auf eine klare gute Uebersicht über das ganze Gebiet der Liturgie als auf tieferes Studium der Einzelfragen.

Sehr brauchbar und viel gelesen ist sodann das interessant geschriebene Büchlein „La Sainte Messe. Notes sur la liturgie", von E. Vandeur (7. Aufl., Maredsous, 1924). Ohne gelehrten Apparat und doch durchaus wissenschaftlich fundiert und in einfacher, fließender Sprache geschrieben, gehört dieses gediegene Buch zu den besten neueren Meßerklärungen.

Zu stark polemisch, aber im positiven Teil sehr gediegen, klar und theologisch gründlich ist die Schrift von M. Festugière O. S. B. „Qu'est-ce que la liturgie?" (Maredsous, 1914); das kleine Büchlein gibt die einfachste und klarste Definition der Liturgie, die ich kenne.

Aus der Zeitschriftenliteratur Belgiens seien außer der „Revue bénédictine" (Maredsous) erwähnt: die ausschließlich liturgische Fragen behandelnden „Questions liturgiques" von Löwen und die „Revue liturgique et monastique" von Maredsous; erstere ist vorwiegend wissenschaftlich orientiert, letztere dient praktischen Zwecken.

Dem deutschen Missale von Schott entspricht in etwa das prächtig ausgestattete „Missel des Jeunes" v. G. Lefèbre (St-André, 1922) das im besten Sinne des Wortes ein „Livre de vulgarisation liturgique" ist. Flotte, alles Süßliche vermeidende Illustrationen erhöhen den Wert und die Brauchbarkeit des hübschen Gebetbuches. Die Abtei Mont César gibt ein ebenfalls praktisch angelegtes „Missel pour tous" heraus.

Selbstverständlich ist der Erfolg solcher Meßbücher in den Ländern lateinischer Zunge ein viel rascherer und allgemeinerer als in Gebieten, wo das Latein eben eine fremde Sprache ist.

Um auch aus der liturgischen Literatur Englands wenigstens ein wichtiges Werk zu nennen, sei hingewiesen auf die wissenschaftlich tragfähige und sehr interessant geschriebene Studie von Fortescue „The Mass." A study of Roman liturgy (2. Aufl., London, Longmans, Green and Co., 1917). Das Buch Fortescues ist umfangreicher als das Vandeurs und muß ebenfalls zum Besten gerechnet werden, was in den letzten zwei Jahrzehnten zur Erklärung der römischen Messe geschrieben wurde.

Mit diesem Buche beschließe ich meine trockene und — ich betone es nochmals — unvollständige Aufzählung neuerer liturgischer Literatur. Wenn der eine oder andere Leser der „Mittelschule" einen kleinen Nutzen daraus zieht, so freut es mich. Wir haben die Pflicht, als Lehrer unsere Jugend in die reichen Schätze der Liturgie nach besten Kräften einzuführen; in der Verfolgung dieses Zieles ist man gar oft froh über ein gutes Buch, das einem Anregungen und Aufschlüsse gibt, die man in der Belehrung der Jugend verwerten kann. Suchen wir aber vor allem selber immer tiefer in die wunderbaren Welten einzudringen, welche die Kirche in ihrer Liturgie uns eröffnet; tiefe Vertrautheit mit den liturgischen Mysterien verleiht Gottvertrauen, Lebensfreude und Arbeitsmut, die schönsten Güter, die wir unserer Jugend ins Leben mitgeben können.

Zunftstube

Der Zweiseiten-Artikel. In den ersten Jahren meiner Schriftleitung habe ich die Kolleginnen und Kollegen aller zur Mittelschule gehörenden Typen immer wieder ersucht, durch rege Mitarbeit, vor allem durch kurze, praktische, aus dem Alltag geborene und für den Alltag bestimmte Artikel unser Blättchen interessant und fruchtbar zu gestalten. Mein Ruf ist im großen ganzen wirkungslos verklungen. Wohl haben sich einzelne Federn in sehr verdankenswerter Weise der „Mittelschule" zur Verfügung gestellt; aber ihre Zahl ist verhältnismäßig klein. Ich wage nun noch einmal einen Versuch, weitere Kreise zur Mitarbeit einzuladen und, weil der Prophet im eigenen Lande nichts gilt, so gebe ich das Wort einem Kollegen von jenseits des Bodensees. In der auch für uns beachtenswerten „Zeitschrift für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten" schreibt Herr Oberstudienrat Markus Siebengartner in München unter dem Titel „Der Zweiseiten-Artikel" nebst anderem die folgenden beherzigenswerten Sätze:

„Ich meine nicht den Artikel, der eine Sache nach zwei Seiten hin behandelt, sondern den arithmetischen Zweiseiten-Artikel. Der Zweiseiten-Artikel besteht darin, daß sich der Schreiber vornimmt, ein kleines Thema in zwei Druckseiten zu behandeln . . .

Weshalb will ich dem Zweiseiten-Artikel das Wort reden? Einmal um der literarischen Eigenarbeit den Weg zu bahnen . . . Ein interessanter Schulfall, eine Anregung aus der Lektüre, eine berufliche Unklarheit drängt zur schriftlichen Festlegung; einige Stunden ruhiger Arbeitszeit am Abend genügen dazu. Es gibt keinen Ar-

tikel mit Einleitung, Disposition und wohlabgewogenem Schlußwort, aber es gibt eine hübsche, lebensvolle, weil aus dem Leben kommende Skizze, die gern gelesen wird. Man hat sich ein Erlebnis von der Seele geschrieben, das einen innerlich gepackt hat. Das weckt auch beim Leser lebendiges Interesse und regt diesen an, ähnliche oder entgegengesetzte Erfahrungen und Erlebnisse zum Besten zu geben.

Damit ist ein zweites gewonnen. Der Zweiseiten-Artikel erweitert unwillkürlich den Mitarbeiterkreis der Zeitschrift. Ein weiter Mitarbeiterkreis erleichtert die Schriftleitung, bereichert den Gedankengehalt der Zeitschrift und fördert das Leserinteresse . . .

Ich sehe in dem Zweiseiten-Artikel eine Gelegenheit zur Vertiefung der pädagogischen Themen, also zur Vertiefung des Inhalts . . . Eine kleine, aus der Berufsarbeit keimende Arbeit stellt die Frage genauer, beleuchtet sie schärfer, vielleicht zu einseitig, aber umso intensiver. Durch solche Herausarbeitung der Details gewinnt auch die Theorie unseres Faches — und die kann solche Kleinarbeit noch reichlich brauchen . . .

Der Zweiseiten-Artikel hat noch den praktischen Vorteil, daß er das literarische Risiko mindert. Zu den nicht wenigen Hemmnissen der literarischen Mitarbeit, wie Schüchternheit, Zeitmangel, Mangel literarischer Hilfsmittel, tritt die Furcht, daß die eingesandte Arbeit nicht angenommen wird . . . Nun wird der Zweiseiten-Artikel, auch wenn er der Redaktion nicht gerade als pädagogische Offenbarung erscheint, viel leichter untergebracht werden können als eine große Arbeit. Je weniger Risiko, desto mehr Unternehmungsgeist, das wird auch auf dem literarischen Markte gelten."

B. E.

Formelhafte Sätze. Jeder Homerleser empfindet den Reiz, der in der öftern Wiederholung des gleichen Satzes liegt. Ich erinnere an die Sätze:

„Toren sind sie, ums Leben gekommen durch eigene Verschuldung";

oder: „Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle." — Schon das Altertum empfand natürlich das gleiche, und der Verfasser des Froschmäusekrieges arbeitete fast einzig mit diesen formelhaften Sätzen und war des Erfolges sicher. Eine Parodie muß geradezu mit solchen Mitteln arbeiten.

Auch die hebräische Literatur kennt solche formelhafte Sätze in Fülle. Ich erinnere nur an das bei den Propheten immer wiederkehrende:

„Also sprach Jahwe der Heere".

Auch die Verfasser von künstlichen Weissagungen, von den sibyllinischen Büchern bis zur sogenannten Bruderklausen-Weissagung aus der Feder des Thomas Wandeler, Rigelithommen geheißen, arbeiteten mit nichts anderem als mit den immer wiederkehrenden formelhaften Sätzen der Propheten.

Auch die babylonische Literatur kennt solche.

In Istars Höllenfahrt heißt es:

„Samas ging hin, vor seinem Vater Sin weint er, vor Ea, dem Könige, fließen seine Tränen."

In der Entstehungsgeschichte des Zahnschmerz-Wurmes steht derselbe Satz:

„Der Wurm ging hin, vor Samas weint er,
vor Ea fließen seine Tränen."

Auch in der Geschichte vom verklagten Fuchs heißt es:

„. . . vor Samas weint er,
vor dem Glanze des Samas fließen seine Tränen."

Gleicherweise findet sich das Satzpaar:

„Mögest du mein Mann,
Mög' ich dein Weib sein,"

sowohl im Gilgameschepos, wie in der Geschichte Nergals und Ereschkigals. So arbeitet die schöne Literatur mit festen Ausdrucksformen und prägt für verwandte Ereignislagen gleichartige, gelegentlich wörtlich übereinstimmende Formeln.

Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen auch die vielen oft wörtlich gleich wiederkehrenden vierten Zeilen der Strophen im Nibelungenliede weniger als Flickverse, als vielmehr als wertvoll erachtete formelhafte Sätze.

F. A. H.

Quelques publications de valeur.

1. Le Glossaire des patois de la Suisse romande. — Le premier fascicule de cette monumentale publication vient de paraître. Ce que l'**Idiotikon** est pour la Suisse allemande, le **Glossaire** le sera pour la Suisse française: un miroir qui reproduira fidèlement le savoureux parler et la civilisation si originale des cantons romands. Nos patois ne sont point une corruption du français; au contraire, c'est notre vraie langue, et qui a ses lettres de noblesse authentique tout comme le français; comme lui, elle descend du latin et mérite, du point de vue historique, la même attention et le même intérêt que les autres langues romanes. Ce n'est pas sa faute si des circonstances politiques et autres l'ont mise au rang de sœur pauvre, et si, aujourd'hui, elle est pourchassée un peu partout et condamnée à mourir. Raison de plus pour se hâter d'en recueillir pieusement les restes et lui demander les secrets de sa longue existence.

Rien d'intéressant comme la vie d'un mot. Ses racines plongent dans le latin; transplanté chez nous avec les Romains, il est devenu l'instrument de nos pensées, il a partagé nos vicissitudes, dont il porte souvent la trace; il a évolué, comme le peuple qui le parle, non pas à l'aveugle, mais sous la pression de lois fixes. C'est la joie du romaniste de découvrir ces lois et d'en suivre la lente et constante évolution. Le **Glossaire** sera le guide qui permettra d'apprécier toute la richesse de nos patois.

Intéressant au point de vue philologique, un mot ouvre de vastes horizons à l'historien, car il est un symbole qui évoque tout un passé; l'étudier c'est donc lever le voile qui recouvre une civilisation plus que millénaire. L'histoire est la résurrection du passé, a-t-on dit. Je crois qu'elle ne l'est jamais autant que lorsqu'on le scrute à la lumière de la philologie; c'est elle qui fait parler les mots, qui sont les témoins les plus authentiques de l'âme d'un peuple. En remontant ainsi aussi loin que possible dans l'histoire de nos patois, le **Glossaire** deviendra une encyclopédie de la pensée et de la civilisation des cantons romands.

Une pareille œuvre, pour devenir une réalité, suppose une préparation éloignée et des travaux

d'approche considérables. Depuis un quart de siècle, en effet, trois romanistes éminents M. Louis Gauchat, professeur à l'Université de Zurich, M. E. Tappolet, professeur à l'Université de Bâle, et M. J. Jeanjaquet, professeur à l'Université de Neuchâtel, ont travaillé sans relâche à grouper partout des collaborateurs et à réunir les matériaux. Pour avoir une idée de cette « préhistoire » du Glossaire, il faut parcourir le **Bulletin du Glossaire,** qui pendant 14 ans a permis au lecteur d'apprécier ce qui se faisait en chantier, il faut feuilleter les deux volumes de la **« Bibliographie linguistique de la Suisse romande ».** Un travail de géant a précédé la parution du premier fascicule du **Glossaire.**

Cette préparation peut nous donner une idée de la portée de l'œuvre, et les noms des rédacteurs sont un garant que le **Glossaire** sera un ouvrage de tout premier ordre.

2. **Histoire de la littérature anglaise** par Em. Legouis et L. Cazamian, professeurs à la Sorbonne. — L'éditeur Hachette vient de la publier dans la même collection où a paru, il y a trente ans, l'**Histoire de la littérature française** de Lanson. C'est donc un manuel, mais un manuel de plus de treize-cents pages compactes et, ce qui est plus important, originales; en les parcourant on s'aperçoit vite que les auteurs sont des spécialistes rompus au métier; ils ont lu les œuvres dont ils parlent et ils les jugent avec autorité, parce qu'ils sont capables de se faire des idées personnelles de ces œuvres, dont ils sentent le charme.

M. Legouis, connu déjà par ses études sur Chaucer, Spenser et Shakespeare a étudié la littérature du Moyen Age et de la Renaissance; M. Cazamian celle qui va de 1660 à nos jours. Les auteurs d'après-guerre figurent aussi dans son livre.

Nous n'avons pas la prétention d'analyser en quelques lignes cette grande histoire de la littérature anglaise. Il faudrait des pages pour montrer dans le détail le sens que les auteurs ont pour les vues d'ensemble comme pour les détails; la grâce archaïque propre aux primitifs, la préciosité qu'on trouve à l'enfance des littératures, le quatorzième siècle surtout sont traités avec une maîtrise « sans analogue dans tout ce que nous avons lu en anglais comme en français depuis Taine » (**Débats** du 12 déc. 1924). Les études qui ont renouvelé nos connaissances sur le 16e siècle sont utilisées de main de maître. Déjà au Moyen Age et à la Renaissance on voit apparaître ces caractères qui distinguent les œuvres anglaises de celles des autres peuples, le naturalisme et le moralisme; on les retrouve presque dans toute œuvre anglaise: elle est le plus souvent une vision de la nature ou une confession morale. Shakespeare lui-même est à peu près partagé entre ces deux tendances. La tendance moraliste trouve un terrain favorable dans le protestantisme. La transformation industrielle, la multiplication des grandes villes donnent au moralisme une forte tendance vers la pitié sociale: de là tant de prophètes et de critiques moraux de la société, Carlyle et Ruskin, Kingsley et beaucoup d'autres.

Si le roman surtout est une confession morale, la poésie anglaise est une rêverie devant la nature: aussi le classicisme est-il éphémère en Angleterre et ce pays est-il devenu dès le milieu du dix-huitième siècle l'Eldorado de tous ceux qui ont l'âme romantique.

Ces quelques considérations ne donnent pas une idée de la somme de travail et de science de cette magnifique histoire. Nous espérons que les auteurs, dans les éditions qui suivront, traiteront avec la même autorité la littérature américaine, qu'ils ont assez arbitrairement exclue. C'est une des rares critiques d'ordre général qu'on pourrait leur adresser.

3. Les **Humanités,** revue d'enseignement secondaire et d'éducation (chez Hatier, Paris). Ce qui fait l'originalité de cette revue, c'est son caractère essentiellement pratique. Point de pédagogie en l'air, mais des conseils et des indications très utiles, par ex. des sujets de devoirs avec la manière de les faire traiter par l'élève. Voici quelques titres d'articles parus dans les deux premiers numéros: Comment choisir et corriger une version grecque, — une version latine, — une composition française, — un thème anglais (avec chaque fois un exemple à l'appui). Comment faire une classe de physique. Méthode pour « débrouiller » une version grecque. Comment on fait une version latine. Comment enseigner l'histoire de l'art. Comment faire une classe de mathématiques. A propos de l'enseignement élémentaire de l'électricité.

Le maître qui lira attentivement les articles qui concernent sa branche en retirera grand profit. Il prendra goût à son dur métier, il étendra son horizon, et au lieu d'enseigner avec routine, il se renouvellera.

4. **Libre.** — Cette petite revue de 8 pages par mois paraît en français à Athènes (rue Sina, 31). Le professeur M. Louis Roussel y publie un compte-rendu très personnel et très « libre » des livres grecs; on y trouve aussi des conseils pédagogiques, des sujets de devoirs et assez souvent une page ou deux en grec vulgaire actuel. Dans les derniers numéros je note une traduction en vers en grec vulgaire du **« Moïse »** d'A. de Vigny et une en prose d'une scène du **Mariage de Figaro.** Revue intéressante et substantielle.

Ch. FAVRE.

Barbarossa als Pantoffelheld. In seiner ergebnisreichen Arbeit über „Die Territorialmacht der Bischöfe von Lausanne in ihrer Entwicklung bis zum Ende der Zähringer" (Zeitschrift für Schweiz. Geschichte IV, 1924, S. 349 f.) kommt der Verfasser, Dr. Hermann Hüffer, auch auf die schwerverständliche Politik Friedrich I. im Waadtland zu sprechen. Er schreibt: „Wir können zwei politische Gegenpole in unserem Gebiete feststellen, um die sich je nachdem größere oder kleinere Kreise konzentrierten. Der eine um die Macht der lausanneschen Kirchenfürsten, der andere um Romainmotier und die hochburgundischen Besitzungen um Orbe, durch den besonders unter Friedrichs I. tatkräftiger Gemahlin Beatrix, der Tochter Rainalds III. von Burgund (des erbittertsten Gegners Herzog Konrads von Zähringen), Hochburgund den Versuch machte, am Ostabhang des Jura erneut festen Fuß zu fassen und die Gewalt der Zähringer und mit ihnen den deutschen Einfluß aus Welschburgund zurückzudrängen. Nicht umsonst wissen die Quellen von Beatrix' scharfem Verstand u. ihrer Gewandtheit in Staatsgeschäften zu berichten. Hier dürfte zugleich auch die Erklärung liegen für das oft unverständlich erscheinende Benehmen

Friedrichs I. seinen treuen zähringischen Anhängern gegenüber. Der Kaiser stand ganz unter dem Einfluß der burgundischen Hauspolitik seiner klugen Gemahlin Beatrix. Es ist nicht ohne Reiz, den heldenhaften, ruhmgekrönten Barbarossa hier völlig im Banne seiner Gemahlin wiederzufinden, nur bestrebt, ihr in allem zu Gefallen zu sein, und ihren Willen zu erfüllen, wie sein Zeitgenosse Radulf von Diceto sich ausdrückt, der Friedrich I. geradezu als ‚Mann seiner Frau' bezeichnet." — Dieser Radulf von Diceto ist der zwischen 1120 und 1130 geborene, vielleicht aus Dizy stammende, um 1202 gestorbene Dekan zu St. Paul in London. Die hier angezogene Stelle findet sich in seinen „Imagines historiarum", welche die Zeit von 1149 bis 1202 beschlagen; sie lautet: „vir tamen uxorius reputatur a multis quaerens in omnibus quomodo placeat uxori".

B. E.

Bücherecke

P. Augustin Schäfer, Syntax der lateinischen Sprache. Verlag der Stiftsschule Einsiedeln, 1923. 240 Seiten.

Wir möchten weitere Kreise auf dieses vorzügliche, vor Jahresfrist erschienene Lehrmittel aufmerksam machen. Es handelt sich um eine Neuauflage der sogen. Einsiedlergrammatik, wobei die Erfahrungen der neueren Forschung und Methodik, besonders die Anregungen Waldecks, verwertet worden sind. — Der Stoff gliedert sich folgenderweise: Die Satzteile und ihre Uebereinstimmung — Akkusativ — Dativ — Genitiv — Ablativ — Ort, Raum, Zeit — Pronomen — Präpositionen — Verbum infinitum — Modi und Tempora — Hauptsätze — Subjekts- und Objektssätze — Adverbialsätze — Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Adverb — Koordinierende Konjunktionen. Anhänge bieten das Bemerkenswerteste über den Satz- und Periodenbau, über Abhandlungen und Reden, Kalender und Geld, Prosodie und Metrik. —

Das Buch ist geschrieben für die Gymnasiasten von der dritten Klasse an, und es bezweckt, wie der H. H. Verfasser bemerkt, den Jünglingen die gründliche Erlernung durch möglichst klare Darbietung der lateinischen Sprache zu erleichtern. Seine Eigenart besteht in Folgendem: An der Spitze jedes Abschnittchens steht großgedruckt ein kurzer lateinischer Leitsatz, der die Regel enthält; daran schließt sich die Regel, in Worten ausgedrückt, und endlich wird die Regel durch eine Reihe phraseolog. Wendungen erhärtet. So wird eine besondere Phraseologie überflüssig, und der Schüler lernt die lateinischen Wendungen zugleich mit der Sprachregel. Wer nun mnemotechnisch lernen will, lernt die Leitsätze auswendig, 268 an der Zahl, wer lieber von der Regel ausgehen will, kann das auch tun. — Nächstens werden auch Uebungsbücher von demselben Verfasser erscheinen. — Druck, Papier und Einband sind ausgezeichnet; durch Anwendung verschiedener Schriftarten wird eine gute Uebersichtlichkeit erzielt. Dieses schweizerische Lernbuch, hervorgegangen aus der rühmlichst bekannten Einsiedler Stiftsschule, berufen, der allgemeinen Verflachung im lateinischen Können zu steuern, verdient gewiß unsere volle Aufmerksamkeit.

P. Berchtold Bischof, Engelberg.

Baumgartner Al. S. J., Goethe. Sein Leben und seine Werke. Neu bearbeitet von Alois Stockmann S. J. Sonderdruck der Nachträge und Ergänzungen aus der vierten Auflage des ersten Bandes. 24 Seiten. Herder, Freiburg.

Wie der Titel sagt, will vorliegendes Heft dem Leser der Goethe-Biographie von Baumgartner-Stockmann, die seit Erscheinen der 3. Auflage des Werkes gewonnenen neuen Ergebnisse der Goethe-Forschung, soweit sie den Inhalt des 1. Bandes betreffen, mitteilen. In einer orientierenden Uebersicht werden die wichtigsten Veröffentlichungen namhaft gemacht: Vollendung der Weimarer-Ausgabe, das anstelle des Goethe-Jahrbuches getretene Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Zeitlers Goethe-Handbuch, Weiterführung des Leipziger Goethe-Kalenders und eine Reihe größerer und kleinerer Monographien über Goethes Leben, Schaffen und Bekanntenkreis. Es ist wohl nichts übersehen worden, was irgendwie auf Berücksichtigung Anspruch machen kann. Verfasser stellt fest, daß wesentlich neue Erkenntnisse nicht gewonnen worden seien, und daß die letzten Jahre für die Goethe-Forschung nicht sehr fruchtbar waren. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der patriotischen Erhebung der Kriegsjahre, die in Goethes Dichtung keine Nahrung findet, vor allem aber in dem völligen Versiegen der Quellen. Es ist alles so gründlich durchforscht, daß nichts Neues mehr zu holen ist.

Mit Sorgfalt vermerkt der Verfasser sodann die gewonnenen Erkenntnisse zu den einzelnen Kapiteln von Band 1 der Goethe-Biographie, so daß der Leser bezüglich des Inhaltes dieses Bandes über den Stand der Goethe-Forschung völlig auf dem Laufenden gehalten wird.

Es liegt in den 24 Seiten sehr viel Arbeit und Studium, wofür man dem Verfasser dankbar sein muß; was in Dutzenden von Bänden gesucht werden müßte, wird hier mit ruhigem Urteil und klarer Darstellung zusammengestellt und besprochen. Dank und Zustimmung verdient der Verfasser auch für die ruhige, aber entschiedene Art, womit er die Durchforschung und Veröffentlichung der abstoßendsten und wissenschaftlich belanglosesten Einzelheiten in Goethes Leben und Dichten ablehnt.

P. L. H.

Bernhard Duhr S. J., Das große Kindersterben und Kinderelend in Deutschland. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". 25. Heft). Freiburg i. B., Herder u. Co., 1923.

Ein ergreifender Aufruf zu werktätiger Nächstenliebe, gestützt durch ein furchtbares Tatsachenmaterial. Ist auch der vom Verfasser selbst beabsichtigte Zweck, die Gewissen mächtig aufzurütteln, so wird das Schriftchen doch zugleich für unsere Schweizerjugend eine eindrucksvolle Predigt zur Zufriedenheit und Opfergesinnung sein.

B. E.

11. Jahrgang Nr. 2 26. März 1924

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Um ein hohes Gut — Zur neuen Maturitätsordnung — Bücherecke

Um ein hohes Gut

Von P. Augustin Schäfer O. S. B., Einsiedeln

Es ist in diesen Blättern schon verschiedentlich die Rede gewesen vom humanistischen Gymnasium und seinen Aufgaben. Man hat gesprochen von der Berechtigung und dem Werte des humanistischen Gymnasiums; man hat Vorschläge gemacht für die Auswahl einer gediegenen und katholischen Jünglingen angemessenen Lektüre in den verschiedenen, besonders aber in den klassischen Sprachen. Da ist ganz sicher viel Gutes gesagt und manche nützliche Frage erörtert worden, aber mir scheint, es sei noch nicht genügend hingewiesen worden auf das, was gerade bei unseren katholischen Schulen von überaus großer Bedeutung ist und was man nie aus dem Auge verlieren sollte. Wir haben doch humanistische Gymnasien mit Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache. Mag man nun auch anderswo sich streiten um die Frage, ob dem Griechischen oder dem Lateinischen der Vorzug gehöre, oder mag es für uns selber feststehen, daß beide Sprachen einander harmonisch ergänzen, weil in beiden dem Schüler gar viel geboten wird zur Herbeiführung seiner geistigen Reife, soviel ist sicher, das Latein dient bei uns ganz vorzüglich einem hervorragend praktischen Nutzen, denn das Latein ist unsere Kultsprache.

Damit ist bereits auf das hohe Interesse hingewiesen, das diese Sprache bei jedem gebildeten Katholiken finden sollte. Wenn schon einfache Landmädchen, wie in diesen Blättern vor Jahren erzählt worden ist, in ihrer Einfalt geradezu ein Bedürfnis fühlen können, diese Sprache kennen zu lernen, weil sie die in dieser Sprache abgefaßten Texte und Gesänge so schön finden, so sollte es einen gewiß eher wundern, wenn bei einem gebildeten Katholiken das Gegenteil der Fall sein sollte. Freilich will damit nicht gesagt werden, unsere jungen Leute sollen bloß zum Verständnis eines Gloria und Credo gebracht werden; denn dieses Studium hat ja noch ganz andere Aufgaben zu erfüllen.

I. Unser Ziel

muß höher gesteckt werden. Wir haben unsere Schüler reif zu machen für Seminar und Universität! Betrachten wir aber einmal

1. die bisherigen Erfolge.

Wenn man z. B. Professoren einer hohen Theologie glauben darf, so steht es in dieser Beziehung bitter böse. Gar manche Theologen bringen trotz eines sieben bis acht Jahre dauernden Lateinstudiums nur soviel mit, daß sie sich mit der größten Mühe in den neuen „Betrieb“ einleben können. Freilich muß ja jeder im Neuland der Theologie erst einen neuen Standpunkt zu gewinnen suchen, aber nach dem Hörensagen bleibt es weit hinter dem. — Wie klagen ferner, um noch ein anderes Beispiel anzuführen, die Professoren der Geschichte, daß die Leute, die vom heutigen Gymnasium kommen, nicht mehr Latein können und kaum mehr zu gebrauchen sind beim Lesen der Urkunden! Daß es aber unter den jetzigen Hochschülern manchem hochnasigen Jüngling trotz allem gelungen ist zu erreichen, was Horaz sich gewünscht hat: sublimi feriam sidera vertice! mag für uns ein Trost sein; denn das ist offenbar ein Erfolg der sogenannten „formalen Bildung“! Da ist es doch sicher Nebensache, wenn die Leute schon keine Formeln, keine Wörter, keine Wendungen und überhaupt fast nichts von diesem klassischen „Ballast“ im Kopfe haben! Aber traurig ist es doch: acht Jahre Latein! Es kommt einem beinahe komisch vor, daß man dem nach dem neuesten Maturitätsreglement kommenden Typus C gegenüber so bedenklich war, wenn doch die Leute, die nach dem Typus A dressiert wurden, nicht weiter gebracht werden konnten.

Was sollen wir also beginnen, wenn wir dem Lateinstudium ein bißchen auf die Beine helfen wollen? Ist das nicht überhaupt

2. eine Sisyphusarbeit?

Denn es ist doch Tatsache, daß die Verhältnisse sich gegenüber früher vielfach geändert haben und daß ein alter Lehrer mit Recht ein laudator temporis acti sein kann. Das Lateinfach, das früher eine beneidenswerte Stellung genoß, mußte immer mehr Stunden abgeben an neue Fächer. Und der Umstand, daß alles meint, nur das Studium mache selig, ist wahrlich auch nicht dazu angetan, die Lehrer überhaupt zu begeistern. Dazu kommt nebst vielem andern, das ich nicht anführen will, ein gar wichtiger Grund, den ich nicht übergehen mag. Wenn doch das Lateinstudium besonders für uns von solcher Wichtigkeit ist, so wäre es gewiß sehr zu wünschen, daß man wenigstens für dieses Fach auf die moralische Unterstützung aller rechnen könnte. Aber man weiß nur zu gut, wie viele Herren des Philisteriums, und zwar sowohl im geistlichen Stande wie in der Laienwelt, oft eine unglaubliche Kurzsichtigkeit bekunden, indem sie nicht nur en famille über alle Schulfächer von anno dazumal ihre Witze machen, sondern auch den Jungen, die das „Martyrium" erst durchmachen müssen, ihre Anschauungen einzuimpfen suchen und den jungen Leuten, die im romantischen Lebensalter der Flegelhaftigkeit solche Weisheit gerne mit Löffeln fressen, den ganzen Schulbetrieb noch mehr verekeln, indem sie ihnen klar machen, wie man auf dem lieben Gymnasio die Fächer samt und sonders praktischer durchnehmen sollte, damit man auch einmal etwas dran hätte im Leben draußen; wie so viele Dinge, z. B. das Griechische und die Mathematik, überhaupt keinen Wert haben; wie die Klassiker ohne Ausnahme sich allenfalls gut ausnähmen in einer Bibliothek, die die Schätze des grauen Altertums aufzubewahren hat. Man möchte sich nur fragen, warum solche Menschen überhaupt einmal auf den Schulbänken des Gymnasiums gesessen. Schade, daß nicht schon längst einer von diesen das Ei des Kolumbus entdeckt hat! Das ganze Heer jener Armen, die am Schulkarren ziehen müssen, wäre ihnen sicher unendlich dankbar!

Doch all diese Schwierigkeiten dürfen uns nicht verdrießen. Der Lehrer muß sich nun einmal an die bestehende Studienordnung halten. Aber es ist sein Recht oder, besser gesagt, seine Pflicht, mit diesem Pfund, das ihm noch geblieben ist, im richtigen und vernünftigen Sinne zu wuchern, d. h. dafür zu sorgen, daß das Studium der Schüler ersprießlicher gestaltet werde. Und da meine ich, es ließe sich vielleicht doch noch etwas erreichen. Aus dieser Ueberzeugung heraus schrieb ich selbst

II. Eine neue Syntax.

Wenn ich aber mit diesem Buche vor meine Kollegen trete, so ist nicht etwa der Gedanke maßgebend, ich meine nun, den schon längst gesuchten Trichter gefunden zu haben, bewahre! Sondern ich habe in meinem Schulbetrieb bestimmte Erfahrungen gemacht, von denen ich annehme, sie könnten auch anderwärts gute Früchte zeitigen. Aber Vorschläge dürfen nicht nur auf dem Papier stehen; denn auch in diesem Falle ist alle Theorie grau! Darum dachte ich mir, es sei das beste, wenn einmal etwas Greifbares vorliege, über das man sprechen könne. Und das habe ich schaffen wollen: die Grundlage zu einer Syntax der lateinischen Sprache für unsere katholischen Gymnasien. Freilich weiß ich eigentlich selber nicht, wie ich dazu gekommen bin. Aber die Umstände haben mich auf einmal gedrängt, den Wurf zu wagen, und so hat das Buch in den Jahren 1923/24 greifbare Gestalt angenommen.

Obwohl ich nun nicht der Ansicht bin, die methodologische Sezierung eines Schulbuches sei die Hauptsache, so möchte ich zunächst doch kurz hinweisen auf die von mir bei der Abfassung dieses Buches befolgte

1. Methode.

Die alte Schule ging in allen Sprachlehren strenge nach der analytischen Methode vor, indem sie bei jedem Abschnitt zuerst die Regel aufstellte und diese dann durch Beispiele erläuterte. Die Grammatiken der modernen Sprachen haben eine Umwälzung erfahren, weil man glaubte, es sei praktischer, die synthetische Methode zu befolgen. So werden nun in den neuern Schulbüchern dieser Art jedem Abschnitt einige Sätze vorausgeschickt, die die wesentlichen Punkte einer Regel enthalten. Die Regel selber folgt diesen Musterbeispielen entweder unmittelbar oder sie wird als nicht wesentliche Erklärung der Sätze, die ja die Regel lebendig vor Augen stellen sollen, in eine Art von Fußnoten verwiesen. In den altsprachlichen Grammatiken dagegen, wo die Methode im wesentlichen gleich geblieben ist, sind schon seit längerer Zeit nicht nur Erläuterungsbeispiele zu den einzelnen Regeln geboten worden, sondern Sätze, die die wichtigsten Regeln zum Ausdruck brachten, wurden als Musterbeispiele durch den Druck hervorgehoben, in einigen Grammatiken auch am Schlusse in fortlaufender Reihenfolge aufgeführt.

Darin berühren sich nun, wie mir scheint, die beiden Methoden: die Sprachlehrer der modernen Sprachen bieten zuerst eine Reihe von Musterbeispielen, aus denen sich eine Regel wie von selbst ergibt; die Lehrer der alten Sprachen aber gehen immer noch aus von einer Regel, die dann

in einem Musterbeispiel sich gleichsam verdichten läßt. Diese beiden Methoden glaubte ich miteinander verbinden zu können, um so von den Vorteilen, die beide auszeichnen, möglichst viel dem Lateinstudium dienstbar zu machen. Darum nahm ich nun den einen Mustersatz der altsprachlichen Grammatik, setzte ihn aber an die erste Stelle, und zwar im Gegensatz zu den neusprachlichen Büchern einzig und allein diesen, weil eine Reihe von Sätzen eine Regel oder gar eine Regelgruppe zwar besser erläutern, mir aber für den praktischen Zweck des Ganzen weniger geeignet scheint, da man eine ganze Reihe von Sätzen zur Erklärung einer Regel doch weniger gut behalten kann, als einen einzigen Satz. Die Sprache muß aber in den Kopf! Ich machte also den Mustersatz zur festen Formel und dadurch gewann ich den sogenannten Leitsatz.

So haben wir hier in gewissem Sinne die synthetische Methode der Lehrbücher für moderne Sprachen, indem wir ausgehen vom Mustersatz, wie die fremde Sprache ihn uns bietet und aus dem wir die Regel ableiten können; wesentlich aber haben wir doch die analytische Methode, weil der Satz, der an der Spitze steht, eine Formel darstellt, die eine Regel verkörpert, die je nach den Umständen weiter entwickelt werden kann.

Was betrachte ich aber als

2. Die Rolle des Leitsatzes?

Daß nach meiner Auffassung

a) der Leitsatz im Buche

alles bedeutet, geht schon hervor aus der Einteilung der ganzen Syntax. Sie zerfällt nämlich nicht in Paragraphen, sondern die Nummern der Leitsätze bezeichnen auch, mit Ausnahme der beiden Anhänge die aufeinanderfolgenden Abschnitte. Mit jedem Leitsatz nämlich soll ein Stück Syntax verbunden sein. Jeder Leitsatz soll eine feste Regel oder auch eine bestimmte Regelgruppe in sich schließen. — Greifen wir ein Beispiel heraus. Leitsatz 11 lautet: Hannibalis in Italiam iter valde difficile erat (Hannibals Zug nach Italien war sehr beschwerlich). Dieser Satz will erinnern an die Behandlung der präpositionellen Ausdrücke, d. h. der Substantive und Pronomen, die mit einer Präposition verbunden sind und attributiv gebraucht werden. Hier haben wir es zu tun mit einer Regelgruppe, und zwar können vier Gruppen unterschieden werden:

1. Manche deutsche präpositionelle Ausdrücke werden im Lateinischen durch andere Wendungen wiedergegeben; z. B. ein Fluß in Italien = flumen Italiæ.

2. Es kommen aber auch im Lateinischen derartige präpositionelle Ausdrücke in gewissen Fällen vor. Diese Fälle werden aufgezählt und mit Beispielen erläutert. So, wenn eine Bewegung angegeben wird, wie: der Zug nach Italien = iter in Italiam.

3. Der Gebrauch der präpositionellen Ausdrücke kann sogar eine stilistische Feinheit darstellen in den sogenannten „geschlossenen Ausdrükken", d. h. wenn noch ein anderes Attribut beigezogen und der präpositionelle Ausdruck in die Mitte genommen wird, wie es im Leitsatz selbst der Fall ist: Hannibals Zug nach Italien = Hannibalis in Italiam iter.

4. Zum Schluß wird noch kurz gezeigt, daß Adverbien in gewissen Fällen ähnlich gebraucht werden können wie die präpositionellen Ausdrücke.

Statt vier oder noch mehr voranstehender Mustersätze haben wir also nur den einen Leitsatz. Der ist bei diesem Abschnitt wie in allen andern Fällen, gleichsam der Kristallisationspunkt, um den sich das ganze Stück lagert, oder wenn man lieber will, der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen des Regelbündels treffen.

Hier möchte ich gerade einem Einwurfe begegnen. Man könnte ja vielleicht sagen, für die erste Durchnahme genüge es, wenn beim angegebenen Satz 11 die ersten zwei Punkte erklärt und gelernt würden, das andere könnte dann in einer obern Stufe durchgenommen oder. wie man sagt, ausgebaut werden, da diese Dinge doch mehr zur Stilistik gehören. Allein ich sehe nicht ein, warum das so gemacht werden müßte; denn ich meine, der Schüler, der ja bereits die Anfangsgründe der lateinischen Sprache verdaut hat, lernt das, was logisch zusammengehört, auf einmal sehr leicht, besonders da durch die Weiterführung der Konstruktion nichts wesentlich Neues hinzukommt. Wie das Zusammengehörige im Lehrbuch beieinander sein muß und durch einen einzigen Leitsatz möglichst einheitlich zusammengefaßt werden soll, so ist eben auch das, was der Leitsatz im Buche ist,

b) der Leitsatz im Kopfe.

Ja, in den Kopf müssen die Leitsätze! Der Schüler muß doch die ganze Syntax im Kopfe haben, wenn er Latein verstehen soll. Da wird man gleich sagen: schöne Zumutung! 268 Leitsätze auswendig lernen! Aber nur langsam; die lernt man nicht an einem Tage, wie man auch nicht ein paar Zentner Brot an einem Tage vertilgt. Ich meine doch, so ein fünfzehnjähriger Schlingel sei allenfalls imstande, in einem Jahre etwas mehr als 100 Verse auswendig zu lernen, oder nicht? Uebrigens jammert man immer, das Gedächtnis der jungen Leute werde nicht geübt, man habe überhaupt keine Zeit dazu. Da möchte ich eben einem „schreienden Bedürfnisse" wenigstens einigermaßen abhelfen. Aber wohlverstanden, hier handelt es sich

nicht um ein mechanisches Auswendiglernen der Sätze. Der Leitsatz ist ja nie für sich allein zu lernen, sondern stets in Verbindung mit einem bestimmten Stück Syntax. Der Schüler soll auch bei der Erinnerung an den Satz die ganze Regel, den ganzen Aufbau des Stückes gleichsam vor seinem geistigen Auge stehen haben, aber immer so, daß alles andere am Leitsatze hängt, der der Träger des ganzen ist. Die Regel oder die Regelgruppe fasse ich dabei mehr als eine Erklärung des Leitsatzes auf, deren Wortlaut in den seltensten Fällen wörtlich zu merken ist, nur etwa da, wo es gerade auf den betreffenden Ausdruck ankommt. Die Hauptsache ist immer der Leitsatz. Er ist der Schlüssel, der ein Fach öffnet im weiten Regelschranke; er ist die Zauberformel, die ein Stück Syntax aus dem Schatze des Gedächtnisses ins Licht des Bewußtseins heraufbeschwört.

Aber wenn es so kommen soll, so brauchen wir

3. System im Studium.

Man wundert sich oft, daß quasi nichts hinübergerettet wird über die große Sintflut einer langen Ferienzeit, und daß nur die allerwenigsten Dinge im Kopfe hängen geblieben sind. Kein Wunder! Wenn man einen Abschnitt im Oktober lernen läßt und dann nicht mehr repetiert bis auf ein früher oder später kommendes Examen, was wollte da überhaupt gerettet werden können? Es ist ein alter, aber in der Praxis leider oft gar wenig befolgter Grundsatz: Repetitio est mater studiorum! Mancher Schüler hat einzig deshalb keinen Erfolg, weil er nicht recht studiert. Was nützt es, wenn er ein Stück Grammatik, bei dessen Erklärung in der Schule er vielleicht nicht einmal recht aufgepaßt hat, kurz bevor er in die Schule gehen muß, „studiert"? Er bringt es höchstens zu einem Hochschein von der Sache. Auf den folgenden Tag muß er dann wieder etwas Neues „studieren"; er hat nicht einmal Zeit, „das Alte zu repetieren"; und damit ist es schon halb vergessen, und nach acht oder vierzehn Tagen weiß er gar nichts mehr. Wie viele „Ritter von der traurigen Gestalt" schlagen sich so durch ein mehrjähriges Studentenleben, das im Grunde genommen doch keine Befriedigung gewähren kann! Aber man hat seine Pflicht getan, man hat „studiert". Das Studium meiner Syntax jedoch möchte ich anders aufgefaßt wissen. Wenn wir weiterkommen sollen, so muß es auch von diesem Buche heißen: nocturna versate manu, versate diurna!

Zuerst muß selbstverständlich der Leitsatz (oder auch mehrere) mit dem betreffenden Stück Syntax in der Schule genau erklärt werden, sodaß jeder Schüler am Schluß der Stunde die Sache versteht und den Leitsatz weiß. Zu Hause kommt nun eine wichtige Arbeit. Sie besteht aber nicht darin, daß jetzt erst das Studieren beginnt, sondern der bereits gelernte Stoff wird nun möglichst oft wiederholt, zum mindesten am gleichen Tag noch einmal und am folgenden wieder. Ich sage meinen Schülern auch stets, sie sollen bei dieser Repetition den Satz mit seinem Abschnitte nicht einfach durchlesen, sondern sie sollen sich zuerst fragen, was sie alles selber noch wissen. Das im Gedächtnisse Sitzende soll durch die Repetition tiefer eingeprägt werden. Was sie aber noch nicht wissen, will offenbar weniger gerne haften und muß deshalb fester ins Auge gefaßt werden. Je weniger der Stoff sitzen will, um so mehr muß er wiederholt werden, und zwar stets auf die gleiche Weise in Form dieser Selbstprüfung, dieser Gewissenserforschung. Und dann muß an den folgenden Tagen wieder repetiert werden; denn sonst wird der Stoff nicht verdaut und geht im Gegenteil langsam, aber sicher wieder verloren. Jede spätere Wiederholung aber findet in der bezeichneten Weise statt. So lernt der Schüler über sein Wissen selbst Kontrolle üben, und nur so prägt er sich den Gedächtnisstoff tiefer ein. Der Schüler selber macht, wenn er gehorcht, eine doppelte Erfahrung: erstens merkt er, daß er nicht nur „studiert", sondern auch einen Gewinn hat von seinem Studium, daß sein Wissen wächst; sodann sieht er, daß er trotz der mehrfachen Wiederholung vor einem Tag auf den andern nicht etwa mehr Zeit braucht, sondern weniger; denn er wartet nicht, bis er die Sache vergessen hat, um sie von vorn studieren zu können, sondern er vertieft rasch, aber bestimmt, was er noch weiß, und nur was er vielleicht vergessen hat, kommt neu hinzu. Wir haben also einen Gewinn an Zeit und einen Gewinn an Kenntnissen, und zudem wird die Gedächtniskraft gestärkt.

Eine wichtige Frage ist aber auch

4. die Verteilung des Stoffes.

Nach meiner Auffassung sollte in den beiden Syntaxjahren das Wesentliche des Lehrbuches durchgenommen werden, und zwar im ersten Jahre die Kasuslehre u. im zweiten das Verb. Zur Kasuslehre rechne ich in diesem Falle auch die Anwendung der Pronomen und der Präpositionen. Der ganze Stoff, der im ersten Jahre durchgenommen werden muß, dürfte mit geringen Ausnahmen weniger Anforderungen stellen an das Verständnis. Die Hauptarbeit besteht hier darin, daß der Schüler sich die vielen Wendungen, die gerade in diesen Abschnitten zahlreich aufgeführt sind, zu eigen macht. Ich möchte nur die Bitte aussprechen, man möge sich nicht daran stoßen, daß ich so viele Ausdrücke aus der Phraseologie in die einzelnen Abschnitte verwoben habe. Der Schüler muß ja phraseologische Wendungen kennen lernen, und ich

dachte mir eben, er lerne sie besser in Verbindung mit der Regel, nach der sie gebildet sind, wobei sie zugleich einen ausgezeichneten Gegendienst leisten, indem sie die Anwendung dieser Regel weiter erläutern. Nachdem also im ersten Jahre 116 Leitsätze mit ihren Abschnitten bewältigt sind — und hoffentlich auf eine Weise, daß in der Vakanz nicht alles verloren geht, sondern eine kurze Wiederholung an Handen der Leitsätze den gesamten Stoff mit Leichtigkeit wieder vergegenwärtigt — so kommt im zweiten Jahre das Studium des Verbums, welcher Teil zwar etwas kleiner ist an Seitenzahl, dagegen ein bißchen höhere Anforderungen stellt an das Verständnis. Dabei dürfte aber doch gerade dieser Teil manches Interessante bieten und mit seinen 136 Leitsätzen ebenso gut zu bewältigen sein wie der Stoff des ersten Jahres.

Die übrigen 14 Leitsätze enthalten meist stilistische Bemerkungen über den Gebrauch von Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Adverb und koordinierender Konjunktion. Sie sind mit dem Inhalt der beiden Anhänge über Prosa und Poesie in der Folgezeit leicht durchzunehmen, soweit das nicht vorher schon geschehen ist (z. B. die Lehre über den Hexameter für Ovid). Wenn einmal die Syntax in den ersten zwei Jahren verdaut wird, so sollte man doch in den folgenden Jahren mit den Schülern einmal Klassiker „lesen" können, ohne daß die Leute beständig über die kleinsten Kieselsteine stolpern!

Dem Ausbau des syntaktischen Verständnisses aber haben dann in vorzüglicher Weise zu dienen

5. die Uebungsbücher.

Das Uebungsbuch für die ersten zwei Jahre, d. h. für die erstmalige Durchnahme des Stoffes muß m. E. einfach gehalten werden. (Auf den nächsten Herbst soll es fertig sein.) Da muß ja an möglichst vielen und deshalb einfachen Sätzen der jeweilige Stoff eingeübt werden. Die folgenden Jahre haben größere Schwierigkeiten zu bereiten, indem der Stoff aus verschiedenen Gebieten zusammengestellt und schwierigere Wendungen eingeübt werden sollen. Zuletzt aber muß gezeigt werden, wie der Text eines deutschen Schriftstellers lateinisch wiedergegeben werden kann. Wie weit man da kommen mag, das wird wohl abhängen von der Art und Weise der Behandlung des ganzen Stoffes. Man sollte aber meinen, auch ein mittelmäßig begabter Schüler sollte es so weit bringen, daß er einen deutschen Text ins Lateinische übertragen kann, der auch wirklich deutsch ist, d. h. der nicht sichtlich zugestutzt ist für diesen Zweck, um dem Schüler gleichsam mit Bengeln zu winken, bis er doch daneben tappt — unter jedem Arme ein dickleibiges Wörterbuch!

Und nun das Wichtigste:

III. die Kritik.

Es versteht sich, daß sie geübt werden darf und muß. Ich habe ja schon oben bemerkt, als was ich meine Arbeit betrachte. Es muß weiter gebaut werden. Wenn ich auch glaube, die Gesam.auffassung, die Methode, die Einteilung des Stoffes und die Darstellungsweise im Ganzen verantworten und mit Gründen belegen zu können, so ist es klar, daß es bei so vielen Einzelfragen manches gibt, wo man auf gute Gründe hin verschiedener Ansicht sein kann. So könnte vielleicht da und dort ein besserer Leitsatz gewählt werden. Wo es ging, entnahm ich die Leitsätze den Klassikern. Ihr Zweck aber legte es mir oft nahe, selber einen Leitsatz zusammenzustellen, und ich hoffe, ich habe mir wenigstens keine Ketzerei erlaubt. Auch sollte noch wenigstens der eine oder andere Leitsatz übersetzt werden; bei allen glaube ich nicht, daß es notwendig ist. Ebenso könnten vielleicht da und dort einige Erläuterungsbeispiele bessere Winke geben für die praktische Anwendung der Regeln. Diese Regeln oder Erklärungen selber sind, infolge des Strebens nach Kürze, bisweilen zu gedrängt. Auch mag man mit der Verteilung des Stoffes nicht überall einverstanden sein. Ich war zwar gewiß redlich bemüht, überall gemeinsame Gesichtspunkte zu suchen und dabei doch wieder das Trennende auseinanderzuhalten.

Vielleicht vermißt man auch eine bessere Unterscheidung des Stoffes durch Anwendung des Kleindrucks in Anmerkungen. Ich möchte aber warnen, man solle sich nicht verführen lassen durch die Macht der Gewohnheit. Tatsache ist, daß es bei den hergebrachten kleingedruckten Anmerkungen oft geheißen hat, sie seien wichtiger als der Text. Warum also Kleindruck? Ich überlasse es jedem einzelnen Lehrer, was er für weniger wichtig halten und allenfalls bei der allerersten Durchnahme übergehen will. Zu diesen seltenen Fällen könnten etwa beim Pronomen „is" die „besondern Wendungen" gerechnet werden. Was im übrigen die Leistung der Buchdruckerei betrifft, so darf ich ihr hier gewiß ein Kränzlein winden für ihre saubere Arbeit, die es ermöglicht hat, dem Schüler ein Buch in die Hand zu geben, das freilich nicht das langweilige Aussehen eines gewöhnlichen Schulbuches bietet. Ich betrachte diese vornehme Ausstattung, die sich übrigens ohne mein besonderes Dazutun ergeben hat, als einen Vorzug des Buches.

Die Kritik wird sich wohl auch dahin aussprechen, ich sei mit „historischen Erklärungen" zu sparsam umgegangen. Ich habe selber das Gefühl, es sei in dieser Beziehung die Forderung, die an eine modern ausgestattete Sprachlehre gestellt wird, etwas vernachlässigt. Aber ich will mich gerne be-

lehren lassen und werde besonders dankbar sein, wenn nicht nur negative Kritik geübt wird, sondern auch bestimmte Vorschläge gemacht werden. Für verschiedene wertvolle Winke, die ich bereits erhalten habe, sage ich meinen besten Dank.

Zum Schluß gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß die gute Sache durch weitere gütige Unterstützung gefördert wird. Es handelt sich hier ja weniger um eine persönliche Angelegenheit, sondern es geht um ein hohes Gut.

Zur neuen Maturitätsordnung

Unterm 25. Januar hat der Bundesrat endlich die lange- und heißumstrittene Neuregelung der Maturitätsprüfungen erledigt. Es ist eingetroffen, was Rektor Bühler von Chur im „Programm der Bündnerischen Kantonsschule 1923/24" vorausgesagt hat: „Man darf nach den bisherigen Verhandlungen sich der Befürchtung oder Hoffnung hingeben, daß so ziemlich alles beim alten bleiben wird." Wer die zahlreichen Veröffentlichungen und lebhaften mündlichen Auseinandersetzungen über das Thema „Maturitätsreform" einigermaßen verfolgt, wer die weitgehenden, sich vielfach widersprechenden Forderungen nach Umgestaltung unseres Mittelschulbetriebes kennen gelernt, wer vielleicht selbst in Vereinsversammlungen und Konferenzen gute Räte gegeben und Verbesserungsvorschläge gemacht hat, der wird beim Durchgehen der neuen Maturitätsordnung sich an das Horazische „Parturiunt montes" erinnern.

Aenderungen des jetzigen Zustandes sind immerhin vorhanden, und die Leser der „Mittelschule" dürften wenigstens jenen, die unsere katholischen Anstalten berühren, einiges Interesse entgegenbringen. Sie seien darum hier angeführt.

Die erste in die Augen fallende Verschiedenheit ist formeller Natur. Seit 1906 hatte man eine „Verordnung betreffend den Maturitätsausweis für die Kandiduten der medizinischen Berufsarten" und daneben ein „Regulativ für Aufnahme von regulären Studierenden und Zuhörern an die eidgenössische Technische Hochschule". Heute liegen eine „Verordnung über Anerkennung von Maturitätsausweisen durch den schweiz. Bundesrat" und ein „Reglement für die eidg. Maturitätsprüfungen" vor. Während also bisher je eine eigene Verordnung die Anforderungen an die Kondidaten der medizinischen Berufsarten und an die Aspiranten für die E. T. H. regelte, ist der Gesichtspunkt, unter dem jetzt die Anforderungen ausgeschieden sind, nicht mehr der künftige Beruf des Maturanden, sondern der Umstand, ob er die Prüfung an einer (kantonalen) Anstalt oder direkt vor der Eidg. Maturitätskommission ablegt.

Damit hängen die hauptsächlichsten inhaltlichen Unterschiede zusammen, indem beide Verordnungen sich nun mit der Gymnasial- und der Realmaturität befassen. Es werden drei Typen anerkannt, wobei das vielumstrittene Wörtchen „gleichwertig" klug vermieden ist: Typus A = Literarmaturität mit Lateinisch und Griechisch, Typus B = Literarmaturität mit Lateinisch und modernen Fremdsprachen, Typus C = Realmaturität. **Die Absolventen aller drei Typen sind berechtigt zum prüfungsfreien Eintritt in das erste Semester der E. T. H. Ebenso sollen sie Zutritt zu den medizinischen Berufsarten** haben, die Abiturienten des Typus C freilich erst, nachdem sie vor der Eidg. Maturitätskommission eine Ergänzungsprüfung im Lateinischen abgelegt haben. Materiell wurde eigentlich damit fast nichts geändert. Denn schon jetzt wurde den Maturi der Gymnasien, wenn sie sich über erhaltenen Unterricht in der Darstellenden Geometrie ausweisen konnten, der Zutritt zu der E. T. H. gewährt. Anderseits konnten auch die Abiturienten einer Realschule durch eine Ergänzungsprüfung im Lateinischen sich den Zugang zu den Medizinalprüfungen verschaffen. Die mächtige Strömung, welche dem Typus C ohne Nachprüfung im Lateinischen die Tore der medizinischen Fakultäten öffnen wollte, ist also nicht durchgedrungen. Nicht einmal die Forderung des Großmannschen Kompromisses, daß die Nachprüfung im Lateinischen nicht Sache der Maturitätskommission, sondern des Leitenden Ausschusses für die Eidg. Medizinalprüfungen sein soll, hat Gnade gefunden. Das Latein hat also gegenüber der Verordnung von 1906 keine Herabminderung erfahren; im Gegenteil, das Nachexamen für den Typus C ist verschärft. Während Art. 29 der bisherigen „Verordnung" bestimmte: „Die Nachprüfung erstreckt sich auf Elementargrammatik, auf die hauptsächlichsten Regeln der Syntax und auf Uebersetzungen aus Cicero (Reden), Livius, Vergil", verlangt Art. 21 des neuen „Reglementes": „Der Kandidat hat eine Stelle aus einem lateinischen Klassiker (Caesar, bellum Gallicum; Ciceros Reden; Livius; Ovids Metamorphosen; Vergils Aeneide) ohne Wörterbuch zu übersetzen und sich dadurch über gründliche Kenntnis der Formenlehre und der Schulsyntax, sowie über den sichern Besitz eines angemessenen Wortschatzes auszuweisen. Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist die gründliche, über eine nicht zu kurze Zeit sich erstreckende Durcharbeitung eines Lehrganges der lateinischen Sprache und eine sorgfältig durchgeführte Lektüre von größeren Abschnitten aus den vorgenannten Klassikern. Die gelesenen Abschnitte sind im Anmeldungsschreiben einzeln aufzuführen."

Bei manchen Freunden des humanistischen Gymnasiums besteht freilich die Besorgnis, daß die Absolventen des Typus C durch diese Nachprüfung zwar der medizinischen Laufbahn ferngehalten werden, daß sie sich aber umso zahlreicher, unbeschwert von jedem Latein, an die Pforten der andern Fakultäten herandrängen werden. Wir sehen nicht recht ein, warum dies in höherem Maße der Fall sein soll als bei den bisherigen Realabiturienten. Uebrigens haben es die Universitäten ja ganz in ihren Händen, einem solchen Zustrom den Riegel zu stoßen. Wir finden es nicht ganz konsequent, wenn man auf der einen Seite sich eifrig für die

Schulhoheit der Kantone einsetzt, auf der andern aber den Bund zum Torwächter auch jener Fakultäten machen will, die ihn nichts angehen.

Die Zahl der von der Eidgenossenschaft verlangten Fächer war bisher zehn, jetzt beträgt sie elf Diese Zahlenvermehrung kommt daher, daß die unnatürliche Allianz von Geschichte und Geographie aufgelöst und die beiden Fächer verselbständigt wurden. Von einer Note im Turnen, wie der Entwurf der Maturitätskommission sie vorsah, oder gar von einem Zwang auf die Anstalten, eine bestimmte Zahl von Wochenstunden dem Turnen zu widmen, wie ihn merkwürdigerweise selbst sonst föderalistisch gesinnte Turnfreunde verlangten, geschieht in der neuen „Verordnung" keine Erwähnung.

Bei der Anstaltsmatura ist die Prüfung nur noch in vier Fächern vorgeschrieben. Es sind für alle drei Typen: Die Muttersprache, eine zweite Landessprache und Mathematik, dazu für Typus A: Lateinisch oder Griechisch, für Typus B: Lateinisch oder die dritte Landessprache oder Englisch, für Typus C: Physik oder Darstellende Geometrie. In diesen Fächeren und in der Geschichte ist der Unterricht bis zum Ende der gesamten Schulzeit durchzuführen während der Unterricht in der Geographie ein Jahr, in den andern Fächern zwei Jahre vor Abschluß der Schulzeit abbrechen kann. In diesen Bestimmungen ist auffallend daß nicht in beiden für einen Typus charakteristischen Fächern eine Prüfung verlangt wird. Im Programm für die Eidg. Prüfungen, das den Umfang des Lehrstoffes für die einzelnen Fächer bezeichnet und nach Art. 16 der „Verordnung" auch für die Anstaltsmatura „eine in freierer Weise zu benützende Wegleitung" bietet, ist zudem im Lateinischen keine Uebersetzung aus dem Deutschen mehr vorgesehen. Nachdem nun durch die sonst begrüßenswerte Trennung von Geschichte und Geographie die Nebenfächer wenigstens so zahlreich sind wie die Hauptfächer, hätten letztere bei der Notenverrechnung bezw. bei den Bedingungen zur Reifeerklärung irgend ein stärkeres Gewicht erhalten sollen.

Wichtig für unsere Anstalten ist der Art. 17 der neuen „Verordnung", der lautet: „Für die Reifeerklärung an den schweizerischen Lehranstalten, deren Maturitätsausweise der Bundesrat gemäß Art. 4 anerkannt hat, sind die Bestimmungen der kanton. Maturitätsverordnungen maßgebend, falls diese mindestens die in Art. 19—27 aufgeführten Forderungen erfüllen." Bisher fehlte eine klare Bestimmungen über die Befugnisse der Kantone. Man konnte die Meinung hören, daß Anforderungen eines Kantons, die über die Anforderungen des Bundes hinausgehen, künftigen Medizinern gegenüber nicht in Anschlag gebracht werden können, mit andern Worten, eine schlechte Philosophienote z. B. dürfe auch in jenen Kantonen, in denen die Philosophie obligatorisches Maturitätsfach ist, dem künftigen Mediziner nicht zum Stein des Anstoßes oder Umfalles werden. Durch den genannten Artikel ist die Frage klar entschieden; was vom Bunde anerkannt wird, ist die kantonale Maturität, für die die Eidg. Vorschriften nur Mindestforderungen feststellen. Die Situation in einem Kanton mit Obligatorium der Philosophie beim Maturitätsexamen wird also sein: Entweder der Schüler macht die kantonale Maturität, wobei die Philosophie mitzählt wie jedes andere Fach, oder er verzichtet auf die kantonale Maturität und stellt sich zur Prüfung vor der Eidg. Kommission, was aber nach Art 7 des „Reglementes" erst ein ½ Jahr nach Anstaltsschluß geschehen kann.

Auch bezüglich der Notenwertung spricht sich die neue „Verordnung" klarer aus. Der bisherige Art. 12 sagte nur, daß „6 die beste, 1 die geringste Note" sei; jetzt heißt es im Art. 25: „6, 5, 4 sind die Noten für genügende Leistungen, 3, 2, 1 die für ungenügende Leistungen" Es wird das an einzelnen Orten zu einer Revision der Notenbewertung der Jahreszeugnisse Veranlassung geben.

Das sehr elastische Wörtchen „gebührend" im alten Art. 9: „Bei Erteilung der Maturitätsnote soll das Schulzeugnis in den betreffenden Fächern gebührend berücksichtigt werden" ist nun fester umschrieben; Art. 22 der neuen „Verordnung" bestimmt: „Für diejenigen Fächer, in denen eine Maturitätsprüfung obligatorisch ist, soll bei der Notengebung den Jahresleistungen kein geringeres Gewicht eingeräumt werden als dem Ergebnis der Prüfung." Damit ist der gute Schüler davor gesichert, daß ihm ein böses Spiel des Zufalls zum Verhängnis werde.

Die Bedingungen zur Erlangung des Reifezeugnisses sind unwesentlich verschärft worden, indem nun auch ein Resultat mit einer Note 2 und zwei Noten 3 von der Reifeerklärung ausschließt Eine Durchschnittsnote kommt nicht mehr in Betracht, dafür wird wie bei den Medizinalprüfungen auf die Punktezahl abgestellt und verfügt, daß ein Maturitätsausweis nicht ausgefertigt werden darf, „wenn die Summe der Prüfungsnoten in sämtlichen elf Fächern weniger als vierzig beträgt."

Während bisher die Dauer des Studiums durch keine Vorschriften geregelt war, verlangt der Art. 13 der neuen „Verordnung" „einen Zeitraum von mindestens sechs vollen Jahren". Dieses bedauerliche Minimum erfährt eine leise, aber doch ungenügende Korrektur durch den Art. 18, der für den Maturanden das vollendete achtzehnte Altersjahr fordert.

Die Bestimmung über das Kontrollrecht der Maturitätsanstalten durch den Bund, bezw. die Eidg. Maturitätskommission, sind wörtlich der bisherigen Verordnung entnommen. Eher könnte der Art. 8 der neuen Verordnung Bedenken erregen, der verlangt, daß der Antrag, die Maturität einer Anstalt anzuerkennen, beim Departement des Innern durch die Maturitätskommission zu stellen sei „in Würdigung der Organisation und des Lehrplanes der Lehranstalt und nach Einsichtnahme in ihre Leistungen". Der von uns gesperrte letzte Abschnitt fehlte in der alten Verordnung, immerhin ist zu sagen, daß er der bisherigen Praxis entspricht.

Am wenigsten gefällt uns der langatmige Art. 15 der neuen „Verordnung", der lautet: „Der Un-

terricht soll den Schülern diejenige geistige Reife und Selbständigkeit im Denken vermitteln, die zu einem erfolgreichen akadem. Studium notwendig ist.

Zur Erreichung einer gewissen Reife des Denkens gehört ein bestimmter Umfang positiver Kenntnisse; jedoch ist lediglich enzyklopädisches Wissen nicht zu vermitteln, da der Unterricht propädeutischer Art sein soll und weder in seiner Gesamtheit noch in einem einzelnen Fach abschließenden Charakter tragen will. Dementsprechend soll der Unterricht vor allem darauf abzielen, beim Schüler das Verständnis für die behandelten Gegenstände und Probleme zu fördern. Die gründliche und lebendige Pflege der Muttersprache soll den Sinn und das Interesse für die zugehörige Literatur und Kultur wecken; außerdem ist den staatsbürgerlichen Erziehungsaufgaben, die besonders durch Landeskunde, Verfassungsgeschichte und sorgfältige Pflege der zweiten Landessprache gefördert werden, volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Bis zur obersten Schulstufe soll der Schüler allmählich zu derjenigen geistigen Reife gebracht werden, die ihn befähigt, nicht bloß den dargebotenen Wissensstoff aufzunehmen, zu verarbeiten und wiederzugeben, sondern auch selbständig Probleme, die für diese Stufe in Betracht kommen, anzufassen, durchzuarbeiten und ihre Lösung sauber und präzis darzustellen.

Hand in Hand mit der Erziehung zur geistigen Reife und zur Selbständigkeit im Denken soll die Weckung der Gemütskräfte, die Erziehung des Willens und des Charakters, sowie die Pflege der Gesundheit und der körperlichen Tüchtigkeit gehen."

Offenbar ist dieser Artikel das Sammelbecken, in dem die vielen Anträge und Petitionen, die dem Bundesrat eingereicht wurden, ihren Niederschlag fanden; man wollte die Petenten, deren Begehren man nicht erfüllen konnte, doch nicht mit ganz leeren Händen heimschicken. Neben Binsenwahrheiten und Unklarheiten finden sich aber hier doch auch Ansätze, auf die gestützt bei „Würdigung der Organisation und des Lehrplanes" einer Anstalt Forderungen erhoben werden könnten, die Bedenken erregen müßten.

Alles in allem genommen, wird man kaum sagen können, daß die Tendenzen unserer Anstalten unter der neuen „Verordnung" schlechter gewahrt seien, als unter ihrer Vorgängerin. Ein weiteres Entgegenkommen an das humanistische klassische Gymnasium, als es in der Verordnung von 1906 lag, ließ sich trotz der Stellungnahme der Aerzte gerade wegen des heftigen Widerstandes aus breiten Kreisen der Mittelschullehrer nicht erwarten. Wenn man die riesigen Anstrengungen beobachten konnte, die gemacht wurden, um dem Typus C ohne Lateinprüfung den Zutritt zu den medizinischen Berufsarten zu verschaffen und zugleich einen nur auf moderne Sprachen eingestellten völlig neuen Typus einzuführen, so ist man fast erstaunt, daß die Position des Lateinischen so geblieben ist. Diejenigen, die für eine noch stärkere Betonung des humanistischen Charakters der zur Universität führenden Mittelschulbildung mit aller Kraft eingetreten sind haben doch nicht erfolglos gekämpft; ihnen ist es zu danken, daß die Dinge nicht viel unerfreulicher sich gestaltet haben. B. E.

Bücherecke

Muszynski, Unsere Leidenschaften. Der Mensch in seinen innerlichen Kämpfen, Siegen und Niederlagen. Paderborn, Schöningh, 1924.

Die Hauptfragen dieses psychologisch interessanten und praktisch wichtigen Gebietes unseres Innenlebens sind von Muszynski in dieser vorwiegend populär gehaltenen Schrift behandelt worden. Im scharfen Gegensatz zur modernen „Seelenlehre ohne Seele" und zu ihrer Vorliebe für das psycho-physisch experimentelle Vorgehen in den Laboratorien stützt sich der Verfasser bewußt und entschieden auf die Prinzipien der aristotelisch-scholastischen Psychologie u. auf die Ergebnisse eines beobachtenden Studiums der Seelenvorgänge im Leben. So gelingt es ihm besser, dem allgemeinen Wirrwarr der Meinungen und der Verschwommenheit der Begriffe in Bezug auf die Leidenschaften auszuweichen und auch mehr zu ihren Gunsten Stellung zu nehmen.

Schade dagegen ist es, daß M., der hier offenbar mehr Empfundenes, Erlebtes als Durchdachtes bietet, sein Werk mit einer durchaus nicht streng zum Thema gehörigen Kampfesfanfare gegen Kant, den „Totengräber des deutschen Reiches", eröffnet und schließt, daß er bloß einige Grundlinien der scholastischen Psychologie verwendet und auch diese nicht mit klarer Konsequenz überall zur Geltung bringt, daß überhaupt im Werke jene vollendete Durcharbeitung und jene lichte Klarheit vermißt werden, die den Traktat des hl. Thomas auszeichnen. Der fühlbarste Mangel liegt aber wohl darin, daß nirgends klar und konsequent die Rede ist vom sinnlichen Streben als eigener Seelenkraft, deren Betätigungen die Leidenschaften sind. Daraus ergibt sich dann die allzu enge Verknüpfung der Leidenschaften mit der organischen Seite, daß ihr Grund direkt ins Gangliensystem verlegt wird, sowie ferner anderseits die völlige Identifikation der Leidenschaften mit dem ungeordneten Streben des Willens (mit Stolz und brutalem Egoismus), was alles Sensualismus oder Leidenschaft genannt wird. Ebenso gelingt es dem Verfasser nicht völlig die Leidenschaften von den Affekten und Gemütsbewegungen zu scheiden, obwohl er S. 18 es als eine seiner Aufgaben bezeichnet, „den sachlichen Unterschied zwischen den Leidenschaften, Affekten und Gemütsbewegungen aufzuzeigen."

Wenn somit auf der ganzen Linie zwar mehr Ansätze als ausgereifte Früchte geboten werden, so läßt sich doch aus dem Buche viel Lehrreiches schöpfen, zumal uns neben dem vom Verfasser mehrfach erwähnten und benützten Werke Janviers (Les passions, Paris, Lethielleux) wenig brauchbare Arbeiten größeren Umfanges zu Gebote stehen.

Dr. P. K. Sch.

11. Jahrgang Nr. 3 30. April 1924

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Das Glückhafft Schiff — Drei Abschnitte aus Ovid — Pittakos im Bunde mit Amasis — Zunftstube — Bücherecke

Das Glückhafft Schiff

Von P. Alban Stöckli, Stans

Verschiedene Lesebücher, deutsche und schweizerische, haben Fischarts poetisches Werk „Das Glückhafft Schiff“ im Auszug aufgenommen. Das deutsche Lesebuch für Quinta bringt überdies noch eine neuere poetische Bearbeitung in Balladenform durch Langbein. Das Lesebuch für Obersekunda bietet die Einleitung, worin die Geißelung des Meeres durch Xerxes sowie einige andere mythologische Sagen der bessern Ueberwindung durch Arbeit und Fleiß gegenübergestellt werden. Bächtold gibt in der Oberstufe jenen Teil der Fahrt, der die Schweiz besonders berührt, die Strecke von Zürich bis Basel. Den besten Auszug gibt aber unstreitig das Lesebuch für Schweizer Gymnasien von Gadient, Moser und Banz. Dieser Auszug zeichnet sich aus durch Kürze, Reichhaltigkeit und gute Gliederung. Fast hundert Verse weniger enthaltend als Bächtolds Ausschnitt, bietet er doch ein anschauliches Gesamtbild der ganzen Fahrt. In sechs Abschnitten mit zusammen 264 Versen ist das Hauptsächlichste aus dem Werk herausgeholt.

Der erste Abschnitt bietet ein Stück orientierender Einleitung und beginnt mit dem Spruch, der als Motto über dem ganzen Gedicht steht:

Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So füren über Strom und Hügel.

Schon die beiden folgenden Verse bedürfen aber einer Erklärung, die sich nur aus dem Zusammenhang mit dem Vorausgehenden ergibt. Es heißt da nämlich:

Derhalben weichet jr Poeten,
Die war geschiht inn falsch gdicht noeten.

d. h. Schweiget, ihr Dichter, die wahre Ereignisse in falsche, d. i. phantastische Gedichte zwängen. Gemeint sind die vorher erwähnten Sagen von Triptolemos, der auf Geheiß der Demeter auf einem Drachenwagen die Erde durchzog, von Medea, die die feuerschnaubenden Drachen zähmte und vom Flügelpferd des Perseus. Diesen Fabeln gegenüber wird vom Dichter die Tatsächlichkeit seines Gegenstandes betont.

Der zweite Abschnitt berichtet uns über die Zurüstung zur Abfahrt, der dritte über die Fahrt auf dem Rhein und über die Hauptgedanken seiner etwas langatmigen vaterländischen Mahnrede, der vierte veranschaulicht die Ankunft und Begrüßung in Basel, der fünfte Ankunft und Empfang in Straßburg, der sechste den fröhlichen Abschluß mit Festschmaus und Ehrentrunk auf dem Rathaus.

Ob man nun das ganze Gedicht lese oder die einzelnen Auszüge in den verschiedenen Lesebüchern, so kann man dieser letzten Fassung die Achtung nicht versagen. Die bedeutsamsten und anschaulichsten Momente sind darin festgehalten, das Langatmige, Lehrhafte ist auf wenige kräftige Sprüche beschränkt und unpoetische Stellen sind so gut als möglich ausgeschaltet. Bächtolds Standpunkt, die „Schweizerreise“ unverkürzt zu bieten, ist ja freilich auch zu würdigen, aber dabei muß er dann auch Verse aufnehmen wie die folgenden:

Die Limmat, welche her entspringt
Vom Märchberg, der Uri umbringt,
Und durchs Lintal für Glaris laufft
Und in dem Obersee ersauft,
Aber im Zürichsee fürkompt wider
Und strack für Baden laufft hernider
usw.

Eine poetische Zurichtung, die man kaum auftischen darf, will man jungen Leuten nicht allen Geschmack und alle Achtung vor der Poesie rauben. Es laufen ja auch so noch manche Nüchternheiten und Mängel mitunter; um so notwendiger war darum eine starke Beschneidung. Das Gedicht darf darum auch nicht als Kunstprobe angesprochen wer-

den, sondern es zeigt lediglich, wie weit es etwa ein kerniger, praktischer Gedanke und guter Wille bringen, wenn sie sich als Poesie verkleiden. Die ganze Dichtung ist nüchterner und bürgerlicher als irgend etwas von Hans Sachs. Aber trotzdem finden wir das Stück im Lesebuch durchaus am Platz, einerseits als Probe für die literarische Einschätzung des Verfassers, der auf der andern Seite entschieden über Gebühr gefeiert wird, als der Zweite nach Luther, während sich der unvergleichlich tüchtigere Murner nur zähe zur Anerkennung durchringen kann. Das ist aber nur begreiflich, wenn man bedenkt, daß selbst neuere katholische Historiker Murner noch mit dem Prädikat „Schimpfgenie" abtun. Sodann bietet der Stoff mit dem stark vaterländischen Einschlag und der leitenden Idee von der Bedeutung der Arbeit und Tatkraft einen Gegenstand, der für Geist und Herz der jungen Welt ganz passend ist. Das Interesse daran steigert sich noch, wenn man in der Fahrt einen eigentlichen Sportrekord erblickt, was man füglich auch tun kann.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, wird das Stück für die jungen Leute am meisten ins Leben rücken. Die geschichtliche Ueberprüfung der zeitgenössischen Quellen gibt auch dieser letztern Auffassung recht, wie der untenstehende Beleg noch zeigen wird. Der Dichter hat in seiner Darstellung den Stoff ethisch vertieft. Ohne ihm dieses Verdienst zu schmälern und ohne einer Behandlung von dieser Seite entgegenzustehen, kann man doch zur Abwechslung einmal ganz gut auch die andere betonen und den Sportgedanken darin verfolgen. Diese Leistung mit den Erfolgen unserer Regatten in Vergleich gestellt, wird nicht verfehlen, die Geister nach verschiedener Hinsicht anzuregen. Ein Aufsatz „Der Sport und die alten Schweizer" könnte aus dem Gedicht zwar nicht genügendes, aber doch beträchtliches Material ziehen. Durch andere entsprechende Lektüre aus der Geschichte und vor allem aus alten Chroniken und Volksliedern ließe sich der Stoff genügend erweitern.

In diesem Sinne mag auch die nachfolgende Ergänzung aufgefaßt werden, die wir aus dem Tagebuch Wernher Schodelers, des jüngern, hier beifügen. Wernher Schodeler, der Sohn des Meinrad und Enkel des berühmten Chronisten Wernher, war Stadtschreiber in Bremgarten. Er hinterließ schriftliche Aufzeichnungen, die einen Quartband von 97 Blättern füllen und im Stadtarchiv Bremgarten liegen. Neben mancherlei andern Aufzeichnungen enthalten sie eine Art Tagebuch für die Jahre 1566—1577. Darin findet sich auf S. 28 über die Fahrt des „Glückhafft Schiff" folgende einläßliche Schilderung, die wir nach der Ausgabe von Walter Merz hier wiedergeben:

„Und in disem monat Brachat habent die herren von Straßburg in allen ort der Eydgnoßschaft und sunst allenthalb hin und wider einen großen träffenlichen schyffet mit dem Armbrost vnd ouch mit der Zilbüchsen usgeschriben vnd sonderlichen die Eydgnossen gar früntlichen daruf beschriben, aber uß den ländern ist nyemantz dahin kommen, die von Zürich aber sind mit irem herrn burgermeistern Brämen (der ein alter man vnd schyeßens wol bericht vnd erfarnus hat) etwas tagen vor Pfingsten gan Straßburg ankommen. Darnach hat sich eine junge rott vnd gar guote eerliche gesellschaft all glych in hosen vnd wambist lybfarb beclevden lassen, iren bi den L oder LX haben ein schiff gerüst, daran sechszechen stürrueder gemacht vnd sich mit spys vnd trank versechen, ouch ordnung vnd verschaffung than. wann si hinab gan Louffenburg kämend, das si am Louffen nit gesumpt, sondern mit einem andern schiff gefaßt sigent. haben inen also mit verwilligung ihrer oberkeit inen fürgenommen, uff Straßburg zu zeschiffen. Und als etlich wynig vnd ungeschikte gesellen ouch gern mit inen in dem schiff hinab gefaren werent, hat doch die oberkeit solchs nit statten wellen; do sind dieselben gesellen zu fueß hinab gan Straßburg gangen, denn sie besorgt, so si daheymben plyben werent, si hetten imerdar von menigklichem mügen verspottet werden! darfst du nit ins schiff ko, wie ist gangen, da ir gan Straßburg geschifft haben? vnd derglichen. nun wüßt, das die eerengesellschaft uff mittwuch den 20ten Brachmonatz biß 76 jars, das war an Vnsers lieben herrn fronlychnams abit, am morgen umb die zwey zue Zürich in das Schiff gesässen sind mit trummeetern, trummernschlachern, pfyffern vnd sind umb die drü gan Baden komen vnd die seytenspil prucht. Als die von Baden solichs gehört vnd das völkli besichtigen wellen, so ist das schiff so stark gefaren, das si nyemantz ze red stellen mögen, vnd umb die achte Stund sind si zu Basel gwäsen vnd an derselben mittwuchen (eins tags) noch bei gutem sonenschyn gan Straßburg früsch vnd gesund ankommen vnd allda mit großen froüden vnd eeren empfangen worde."

Diese Einzelheiten über Zweck und Zurüstung der ganzen Fahrtgesellschaft werden nicht verfehlen, etwas Farbe in das Bild zu bringen. Auch das mag noch von Interesse sein, zu wissen, daß der eherne Topf, der nicht nur den Hirsebrei, sondern auch die Ausdauer und Begeisterung der Mannschaft so warm gehalten hat, zum steten Andenken in der Bibliothek von Straßburg aufbewahrt wurde. Der Brand von 1870, dem so viele unersetzliche Schätze der Bibliothek zum Opfer fielen, hat auch diesen rußigen Zeugen alteidgenössischer Tatkraft vernichtet.

Drei Abschnitte aus Ovid

Von Eduard von Tunk, Immensee

Ovid steht, wenigstens zumeist, am Anfang der Lektüre römischer und griechischer Dichter. Es ist hier die Gefahr vorhanden, daß über der Einführung in die Metrik, in die Eigentümlichkeiten der poetischen Sprache der Dichter selbst vergessen wird. So läge es nahe, darüber zu reden, über die Offenbarung des Dichters in seinen Werken. Vielleicht aber ist eine andere Gefahr noch größer, die nämlich, daß die Hervorhebung des „Allgemein-Menschlichen", der ethischen Wertung zu kurz kommt. Es stimmt: viel Zeit steht nicht zur Verfügung. Man darf gerade hier nicht übertreiben. Aber einiges muß gesagt werden. Ich hoffe, in den drei folgenden Skizzen auf Interessantes hinweisen zu können. „Neues" zu sagen, bilde ich mir nicht ein.

1. Die Schöpfung (Met. I, 5—88).

Der biblische Schöpfungsbericht ist den Schülern bekannt. Wesentliche Unterschiede: nach Ovid ist das Chaos, also die Materie, nicht erschaffen, sondern einfachhin da. Die Tätigkeit der Gottheit vereinigt sich mit dem Streben der Natur *) und schafft als einzige Neuerung die — Ordnung. Gemeinsam ist beiden Berichten die Krönung des Werkes durch die Erschaffung des Menschen, der — auch nach Ovid — zum Herrn der Erde bestimmt ist (Met. I, 77). Der römische Dichter weiß freilich nicht genau, woher der Mensch kommt, drei Möglichkeiten läßt er offen: Direkte Schöpfung durch Gott, eine Art Entwicklung aus den vorhandenen Stoffen, Eingreifen des Prometheus. Wichtig ist jedenfalls Met. I, 83 « finxit in effigiem moderantum cuncta deorum.»

Alle diese Dinge findet der Schüler selbst, wenn man ihn darnach fragt. Eine andere Sache ist die: ob der ganze Abschnitt für die „Mittelstufe" nicht zu schwer ist — viele Ausgaben haben ihn deshalb gar nicht —; dennoch möchte ich ihn nicht missen. Man muß ihn ja nicht an den Anfang setzen, vielleicht läßt man Ovid auch in einer höheren Klasse wieder zu Wort kommen.

2. Die vier Weltzeitalter (Met. I, 89—150).

Das ist wohl das Ovid-Stück, das jede Klasse liest. Wir haben dazu eine sehr wichtige Frage zu stellen: wie erklärt sich das Herabsinken der Menschheit vom goldenen Zeitalter zum eisernen? Der Dichter gibt keine Antwort, also weiß er wohl auch keine. Schicksal, unergründlicher Götterwille! Die Menschheit ist somit nur Spielzeug in den Händen der Himmlischen. Darum auch nur die Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, ohne Hoffnung auf Besserung der bestehenden Verhältnisse. Resigniert lautet das Ende der Schilderung; Met. I, 149/150: « et Virgo caede madentes ultima caelestum terras Astraea reliquit." Zum Vergleich zieht man günstig Geibels „Tod des Tiberius" heran. Die Schilderung des eisernen Zeitalters legt hier der deutsche Dichter dem römischen Kaiser in den Mund und interpretiert dadurch deutlich seinen römischen „Bruder in Apoll", der ja zweifellos seine eigene Zeit schildert. Geibel deutet allerdings die Hilfe an: Christus, den Erlöser.

Später wird man dann wohl an diese Gedanken anknüpfen, wenn man — ob direkt schulgemäß oder in einer „Feierstunde" — Vergils vierte Ekloge liest. Bei ihrer Lektüre tritt, um das hier „mitzunehmen", an Lehrer und Schüler die Frage heran: wer ist jener puer nascens? Die Gelehrten sind sich darüber nicht einig: es gibt persönliche und symbolische Deutungen. Das Mittelalter zielte auf den Messias und sah darum in Vergil einen „vates" im höchsten Sinne. Gewiß, der heidnische Dichter konnte kaum an eine Erlösung, wie wir sie verstehen, denken. Eine Auffassung dürfen wir aber vielleicht dennoch vertreten: Gottes Wege sind wunderbar, seine Hand benützt alle Gelegenheiten. So ließ er auch den Vergil, der selbst nicht daran dachte, zu einem Propheten werden.

3. Herkules (Met. IX, 134—272).

Zwei Dinge scheinen mir hier besonders erwähnenswert. Einmal der Zweifel des Heroen an der Existenz der Götter (IX, 203/204): „et sunt, qui credere possint / esse deos?" Zweifelt Herkules wirklich? Er redet doch zu Juno! Die Frage ist aktuell: auch heute hören wir viele Leute, die ein Leid tragen müssen, sich dahin äußern, daß es keinen Gott geben könne, da er sonst sie, die doch stets brav waren (Herkules verweist ja auch auf seine Taten, durch die er zum « vindex terrae » geworden ist, wie ihn der Dichter IX, 241 nennt), vor großem Unheil bewahren müßte oder sie wenigstens durch den Tod erlösen sollte (den gleichen Wunsch hören wir aus Herkules Mund). Dieselben Leute finden sich dann doch wieder in der Kirche ein — wenigstens viele von ihnen —, wenn sie gar zu sehr sich bedrängt fühlen.

Damit stehen wir aber auch beim zweiten Gedanken: das Problem des Leidens! Warum leidet

*) Man kann, vielleicht noch glücklicher, « deus et melior natura » (Met. I, 21) auch als ἓν διὰ δυοῖν auffassen. Jedenfalls sollte man nicht übersehen, darauf hinzuweisen, daß keiner der alten Philosophen an eine Schöpfung aus dem Nichts gedacht hat.

Herkules. Weil es Juno will u. aus keinem anderen Grunde. Wohin soll das Leiden führen? Zum Untergang und sonst zu nichts.*) Juppiter erhebt seinen Sohn später zum Gott, aber auch nur, weil er will — er hätte dies, wenn er wollte, auch schon früher tun können. Die Apotheose des Herkules ist in keiner Weise begründet im Tun und Handeln des Heros, er hat kein Verdienst und keinen Anspruch, zumindest weiß er nichts davon. Auch hier bietet Geibel das Gegenstück, der im „Herakles auf dem Oeta" seinen Helden sagen heißt:

„denn ich weiß,
Du hast dem Sohne, dem in Sterblichkeit
Geborenen, auch dies zum Heil verordnet."

Da hat das Problem des Leidens ein anderes Gesicht. Durch Leiden und Not müssen wir die Erde überwinden; sie lehren uns, Sehnsucht zu haben nach Gott. Ganz deutlich aber: „Jetzt freue ich mich in den Leiden für euch und ergänze das an meinem Fleische, was an den Leiden Christi noch mangelt" (Col. I, 24), wie der Apostel sagt.

*) Daß Herkules dennoch «haud alio vultu», als wenn er bei einem Gelage sich befände, auf dem Scheiterhaufen als ein «contemptor» den Tod erwartet (Met. IX, 236--241), ist nicht von Belang (Stoizismus!).

Pittakos im Bunde mit Amasis

Von F. A. H.

Pittakos ist mit der Geschichte des Alkaios und der Sappho aufs engste verknüpft.

Aus einer der vornehmsten Familien von Lesbos stammend und mit allen Vorzügen, aber auch mit allem Stolz und allen Vorurteilen seines Standes ausgestattet, setzte Alkaios Leib und Leben, Wort und Lied ein, um die Tyrannis zu stürzen, die nach Lesbos übersiedelnden Athener aus Sigeum zu vertreiben und endlich die Oberherrschaft für den Adel zu bewahren, der sich kräftig gegen die Gewalthaber Melanchros, Megalagyros, Myrsilos, die Kleanaktiden wehrte. In beiden letzten Unternehmungen unglücklich, mußte er, als sich Pittakos zum Führer des Volkes aufgeschwungen hatte, mit seinen Brüdern und Gesinnungsgenossen die Flucht ergreifen. Unter diesen war auch Sappho und ihr Bruder Charaxos, der aus nicht weniger vornehmer Familie entstammte, war es ihm doch möglich, die berühmte Rhodopis sich als Gattin zu kaufen.

Nun ist es interessant, zu vernehmen, wohin sich die Flüchtlinge begaben. Alkaios und Charaxos hielten sich zeitweise in Naukratis auf, in Aegypten. Wohin Sappho flüchtete, weiß man nicht. Alkaios Bruder aber nahm Dienste im Heere Babylons.

Der spätere Tyrann Polykrates von Samos suchte Anlehnung an die Macht Aegyptens. Tat vielleicht Pittakos dasselbe?

Windler bejaht diese Frage (Altorientalische Forschungen, Erste Reihe, Seite 511 ff.). Er stützt sich auf ein Bruchstück, das vom Kriege Nabuchodorosors gegen Amasis berichtet Da heißt es: „— im Jahre 37 Nabuchodorosors, des Königs von Babel, nach Aegypten zur Schlacht zog er (gegen Ama) sis, den König von Aegypten, bot er sein Heer auf. . . kos von Putujawan . . . fernen Gebieten inmitten des Meeres . . . viele inmitten Aegyptens . . . mit Waffen, Pferden und Streitwagen . . ."

Wie ersichtlich ist, muß der Name Amasis ergänzt werden, aber die Ergänzung ist sicher richtig, weil einzig möglich. Das . . . kos ergänzt nun Winkler zu Pittakos, was nicht unmöglich ist. Unerklärt aber bleibt dabei, was Putujawan bedeuten soll. Ein Put erscheint einige Male in der Bibel neben Kusch und Lub, das heißt neben Aethiopien und Libyen. Man verselbigt es daher gerne mit dem aus ägyptischen Inschriften bekannten Punt. Winckler denkt sich unter Put die Karer. Doch das ist kaum wahrscheinlich. Immerhin würden in angezogener Inschrift jonische Putier genannt, oder ein jonisches Putu. Die Zusammensetzung Putujawan, Putujaman geschrieben, ist eine merkwürdige Namensform. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das Wort, das der Babylonier hörte, und sich als Putujaman verständlich machte, etwas anders gelautet hat, vielleicht gar Methymna, die bekannte Stadt auf Lesbos. Das würde dann zu Pittakos passen.

Sollte sich die Identität dieses . . . kos mit Pittakos bewahrheiten, dann bekämen wir ein neues typisches Bild von der Stellung der Griechen zur Politik des vordern Orientes, in der Mitte des 6. Jahrhunderts.

Die 26. Dynastie von Aegypten, Psamtik I. und seine Nachfolger, waren von Assurs Gnaden, indem Assurhaddon sie an Stelle der Negerdynastie auf den Thron erhob. Man hatte bisher geglaubt, Psamatik I. sei bald zur assurfeindlichen Politik der frühern ägyptischen Könige übergegangen und hätte, als die vereinigten Meder und Babylonier den Vernichtungskrieg gegen Assur begangen, um 615, auch seinerseits einen Vormarsch gegen Assur geplant, um sich in den Besitz der syrischen Gebiete zu setzen. Die gleiche Absicht schrieb man seinem Nachfolger Necho zu, der 609 einen Zug nach Mesopotamien unternahm und beim Durchzug durch Palästina den jüdischen König Josias schlug, der sich ihm entgegenstellte.

Durch die neuerschlossenen Quellen über den Fall Ninewes aber ist nun festgestellt, daß die Aegypter für Assur einstanden und gegen die Meder und Babylonier ins Feld zogen. Ninewe fiel 612 und Aegyptens Hilfe vermochte auch dem letzten Assyrerkönig Assurubbalit II., der seine Residenz im alten Harran aufgeschlagen hatte, das Reich nicht zu halten. Es wird — die neuen Quellen reichen nicht mehr so weit herab — um 606 untergegangen sein. Aber die Feindseligkeit der Pharaonen gegen Babylon blieb. Nabuchodorosor nahm Syrien mit Waffengewalt dem Necho wieder ab, das er nach Assurs Fall besetzt hatte. Dadurch wurde Aegypten noch mehr gegen das neubabylonische Reich gestimmt. So hatte es denn in den nächsten Jahren beständig die Hand im Spiele, um das kleine, noch halbselbständige Judenreich gegen Babel in Aufruhr zu bringen, bis Nabuchodorosor 587 Jerusalem zerstörte. Nach siebzehn Jahren erreichte dann das Schwert der Babylonier auch den auf Hophra, den Nachfolger Nechos, gefolgten Amasis, u. zwingt ihn endgültig auf Syrien zu verzichten. Amasis hatte Freundschaft mit den Griechen geschlossen, um von ihnen Söldner zu erhalten. Selbstverständlich konnte er nicht gut mit den griechischen Stadtrepubliken verhandeln, leichter ließen sich solche Verträge mit den Tyrannen schließen, die hinwieder im eigenen Interesse Anschluß suchen mußten. So ist es nicht zu verwundern, wenn Polykrates und Amasis, der übrigens ja auch bloß ein Emporkömmling war, ein Tyrann wie jener, sich zusammenfanden, und so würde es recht gut ins Zeitbild hineinpassen, auch Pittakos im Bunde mit Amasis zu sehen. Dem entsprechend fällt es nun auch nicht auf, wenn Strabo XIII 2, 3 berichtet, Alkaios' Bruder sei in babylonische Dienste gegangen und habe sich dort ausgezeichnet. Nach Aegypten hätten die vertriebenen Lesbier nicht ziehen können und wollen, um beim Freunde ihres Feindes Schutz zu suchen.

Allerdings als Pittakos seine Herrschaft befestigt und sich durch seine Gesetzgebung den Namen eines Weltweisen erworben hatte, rief er die Verbannten zurück und verzieh dem Dichter, der ihn auch aus der Fremde mit den bittersten Versen verfolgt hatte. So kehrten denn diese Ritter von Mitylene wieder heim. Auch Antimenides, Alkaios' Bruder, kam wieder, und Alkaios begrüßte ihn mit einem Gedicht (36/37), das frei übersetzt also lauten mag:

So komme heim aus fernstem Land
und reiche mir die Bruderhand.
Der schönste Schwertgriff ist ja dein
mit Gold belegtes Elfenbein.
So einen Preis hat keiner.

Für Babel zogst du in den Krieg
und halfest ihm aus Not zum Sieg
Den Riesen warfest du ins Gras,
der fast fünf Königsellen maß,
um eine Faust nur kleiner.

Zunftstube

„Ein Stück von der ägyptischen Finsternis". Irgendwo in Unterägypten soll noch heute den staunenden Besuchern ein Stück von der ägyptischen Finsternis gezeigt werden. Doch nicht ein solches Stück meine ich hier, sondern ein Stück in der hl. Schrift, das uns Näheres über die ägyptische Finsternis berichtet, nämlich Kapitel 17—18, 5. im Buch der Weisheit. Das zweite Buch Moses erzählt uns nur ganz kurz, daß auf den Befehl Moses' eine so dichte Finsternis über das Land Aegypten kam, daß man sie sozusagen mit den Händen greifen konnte. Keiner sah den andern, während dort, wo die Israeliter waren, das hellste Licht leuchtete. Die Schrecken dieser Finsternis nun malt das Buch der Weisheit weiter aus, sodaß seine Schilderungen auch einiges Licht werfen auf die Frage über die Natur dieser Finsternis.

Einmal muß es auffallen, daß man diese Finsternis nicht mit künstlichem Licht erhellen konnte, wie die Dunkelheit der Nacht. Ferner ist besonders merkwürdig, daß die Israeliten, welche unter den Aegyptern vermischt wohnten, und daß auch die unvernünftigen Geschöpfe von der Finsternis nicht betroffen wurden, während die Aegypter alle, auch der Bauer, der Hirt und der Arbeiter auf dem Felde, von der Finsternis überrascht wurden. Darin hat also derjenige, der noch ein Stück von der ägyptischen Finsternis zeigt, recht, daß es sich nicht um die gewöhnliche Dunkelheit der Nacht handelte. „Kein Feuer war stark genug, ihnen zu leuchten. Auch der Gestirne strahlender Glanz vermochte nicht jene schaurige Nacht zu erhellen" (Weisheit 17, 5). „Und so war jeder ohne Ausnahme, der ihr (der Finsternis) verfiel, in einem Kerker ohne Riegel eingeschlossen und gefangen. Denn mochte es ein Landmann sein oder ein Hirt, oder ein Arbeiter, beschäftigt in der Einsamkeit, — von ihr überrascht, erlag er dem unvermeidlichen Zwange. Denn alle waren durch dieselben Bande der Finsternis gefesselt. War es nun ein säuselnder Wind, oder der melodische Gesang der Vögel im dichten Laubwerk, oder das Rauschen des mächtig dahinströmenden Wassers . . . oder das unsichtbare Laufen hüpfender Tiere, oder das Gebrüll brüllender, wilder Bestien, oder der Widerhall des Echos aus der Höhlung der Berge — es erfüllte sie mit lähmendem Schrecken. Denn die ganze Welt erglänzte in strahlendem Lichte und konnte sich ungestört den Arbeiten widmen. Nur über jene war tiefe Nacht ausgebreitet, ein Bild der Finsternis, welche sie einst aufnehmen sollte" (Weisheit 17, 15—20). Daß die Israeliten dicht bei den Aegyptern sich befanden, beweist ihre gegenseitige Unterhaltung. „Deine Heiligen aber befanden sich im hellsten Licht. Als jene (die Aegyp-

ter) ihre Stimme hörten, aber ihre Gestalt nicht sahen, priesen sie dieselben glücklich, trotz ihrer früheren Leiden. Sie waren froh, daß sie, obgleich sie (die Israeliten) mißhandelt worden waren, sich nicht rächten, und baten um Verzeihung für ihre Feindschaft" (Weisheit 18, 1—2). Bei dieser ganzen Beschreibung drängt sich der Gedanke auf, daß die Aegypter wirklich für einige Zeit (drei Tage) die Sehkraft verloren und geplagt wurden von Einbildungen und phantastischen Lichterscheinungen, die Israeliten aber und die ganze Tierwelt von der „Finsternis" nichts zu spüren bekam. Es ist überhaupt interessant, wie dieses Buch, erst im zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christus geschrieben, in mehreren Fällen eine ausführliche, mündliche Tradition über Ereignisse der ältesten israelitischen Geschichte aufgezeichnet und uns überliefert hat, so auch z. B. über das Manna. (Zitate nach oben, griech. Text.) Dr. P. Raphael Meile.

Eine alte Art Wortspiel. Das Wortspiel

clamore
amore
more
ore
re
e

ist bekannt, es eignet sich, ähnlich wie der alte Hexameter: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando, als Disposition für Gelegenheitsreden und wird tatsächlich so verwendet. Das Spiel, das darin besteht, dass vom ersten Worte je ein weiterer Buchstabe weggenommen wird, ist nicht neu. Im Talmud Tract. Aboda Zara 12 b befindet sich ein Zauberspruch, bestehend aus unübersetzbaren Wörtern, der gleich aufgebaut ist. Er lautet:

schaberiri
beriri
riri
ri

Aber schon unter den altbabylonischen Zaubersprüchen ist einer zu finden, dessen zweite Hälfte so gebildet ist, während die erste Hälfte vorn und hinten wegschneidet. (Auch hier die Wörter sinnlos.)

Kirischtilibiki
rischtilalibiki
lalibi
pisch
pischti scha anzisch
ti scha anzisch
schu anzisch
anzisch

(Siehe Jastrow, DieReligion Babyloniens und Assyriens I, 339.) F. A. H.

L'Ecole Unique. — On désigne par là une réforme pédagogique que le gouvernement français a mise à l'étude et qu'il se propose d'introduire dès la rentrée des classes, l'automne prochain.

Qu'est-ce que l'école unique?

Tandis que chez nous l'enfant qui a atteint l'âge d'aller à l'école se présente tout naturellement à l'école primaire, le petit Français, comme autrefois Hercule, se trouve à un carrefour et il doit se décider entre deux routes. S'il ne se destine pas à une carrière libérale, il entrera à l'école primaire, comparable, dans les grandes lignes, à ce qu'elle est chez nous. A-t-il, au contraire, l'intention de faire des études plus complètes, il se tournera vers l'enseignement **élémentaire**, qu'on donne dans les collèges et lycées, et qui prépare spécialement à l'enseignement secondaire. La nouvelle réforme veut détruire cette première bifurcation L'enseignement élémentaire doit disparaître au profit du primaire, ou du moins être primarisé par l'introduction des mêmes programmes, des mêmes méthodes et des mêmes maîtres qu'à l'école primaire.

Au sortir de l'école unique, les élèves seront dirigés soit vers les lycées d'humanités, soit vers les lycées techniques par voie de concours.

Qu'elles sont les raisons avouées de cette réforme?

C'est d'abord la réalisation de l'unité nationale. Cette unité ne peut exister que par l'égalité « qui supprimera les classes et réconciliera tous les hommes dans un uniforme bonheur », et par la fraternité: l'école unique est comparée à la tranchée de la grande guerre; les pères ont combattu dans les mêmes tranchées, que les fils étudient sur les mêmes bancs. « Il n'y aura d'école unique que quand tous les jeunes Français s'assoiront fraternellement à un moment de leur vie scolaire sur les mêmes bancs » (Aulard).

Et puis l'école unique, qui ne reconnaît pas de privilèges, favorise, seule, le talent: les meilleures places aux meilleurs élèves.

L'escalier symbolique reliant les divers étages de l'édifice universitaire sera ainsi une large rampe ouverte à tous les écoliers qui ont d'assez bonnes jambes pour la gravir.

Cette réforme qui semble, au premier abord, n'avoir rien de bien anarchique, est l'objet des plus vives critiques dans la presse bien pensante. Nous les condensons ici.

Les dispositions de cette réforme vont à l'encontre de la pédagogie. « Les études des premières années ne doivent pas être les mêmes pour ceux dont elles sont tout le bagage scolaire et pour ceux qui n'y voient qu'un commencement » (« Etudes »). En effet, les écoles élémentaires ne sont pas une doublure de l'école primaire. Elles ont leur originalité, leur caractère propre; elles poursuivent un but bien défini et répondent à un besoin bien déterminé. « Tandis que l'enseignement primaire est à lui-même sa fin, l'enseignement donné dans les classes élémentaires n'est qu'un commencement, d'où la possibilité d'aller moins vite, d'embrasser moins de choses en même temps, mais de mieux approfondir celles qu'on enseigne en s'appliquant surtout à développer chez les élèves l'habitude de l'attention et de la réflexion . . . Le but principal des professeurs élémentaires doit être de préparer de bons élèves aux classes de grammaire, c'est-à-dire de bons esprits prêts à recevoir la culture classique » (Instruct. minist. de 1903).

Et puis, les parents, surtout les parents chrétiens, redoutent de confier leurs enfants aux écoles primaires à cause des instituteurs d'abord dont 13.000 sont soviétistes et 70.000 syndicalistes; au lieu de la fusion patriotique tant prônée, c'est le défaitisme et l'antipatriotisme qui y trouveront leur compte; ensuite, à cause des élèves: la coé-

ducation des garçons et des jeunes filles, la promiscuité de toutes les conditions sur les mêmes bancs d'école, ne sont pas faites pour inspirer confiance.

L'école unique terminée, comment fera-t-on, à treize ou quatorze ans, la discrimination des valeurs intellectuelles, et comment établir la sélection fondée sur le mérite? Ni les examens, ni les tests des instituteurs n'offrent de garantie suffisante, surtout à qui connaît le rôle de la politique et du favoritisme en la matière.

La gratuité des enseignements secondaire et supérieur qui est le corollaire de la sélection par le mérite soulève également de graves inconvénients Où trouver l'argent? L'impôt le fournira, et ainsi cette gratuité d'enseignement destinée à favoriser le fils du pauvre, pésera surtout sur le pauvre.

Enfin, et c'est ici l'objection la plus grave, la nouvelle réforme est-elle autre chose, en définitive, qu'une atteinte à la liberté d'enseignement? M. Blum l'a déclaré à la Chambre (décembre 1921): «Je ne sais pas ce que c'est qu'une école unique quand il n'y a pas de monopole de l'enseignement». Malgré toutes les assurances données par le ministre de l'instruction publique, que la question du monopole n'est pas posée pour l'instant, les bons Français ne sont pas rassurés. Ce sac enfariné ne leur dit rien qui vaille.

Chr. FAVRE.

Die Religionsnote. In bezug auf die Benotung der Religion gehen die Ansichten, selbst unter den Fachlehrern, stark auseinander. Es gibt Professoren, welche der Meinung sind, die Religion könne dadurch, daß sie wie andere Fächer bewertet werde, nur in ihrem Ansehen verlieren. Andere verlangen gerade wegen der Wichtigkeit des Faches eine sehr scharfe Zensurierung, wobei sie betonen, daß die Religionsnote ja nicht über das religiöse Leben, sondern über das Wissen in religiösen Dingen Aufschluß geben will. Im allgemeinen ist der Religionslehrer geneigt in der Notenskala nicht zu tief zu greifen. In einem trefflichen Artikel über „Die heutigen Schwierigkeiten des Religionsunterrichtes und der religiösen Erziehung" in der „Zeitschrift für den katholischen Religionsunterricht an höhern Lehranstalten" 1925, S. 20, kommt Studienrat Dr. Rüther auch auf diese Frage zu sprechen; er macht die Gründe der Milde namhaft und zieht zugleich eine beachtenswerte Richtlinie, wenn er ausführt: „Der Religionslehrer scheut davor, schlechte Noten zu schreiben Er fürchtet vielleicht, dem Schüler das Unterrichtsfach zu verleiden und so das, was er pflegen will, das religiöse Leben, zu schädigen. Vielleicht gar muß er besorgen, daß man die schlechte Note zum Anlaß nimmt, dem Religionsunterricht fern zu bleiben. Wie ist es nun, wenn bei solcher Praxis in Schülerkreisen der Eindruck entsteht, die Prädizierung in der Religion geschieht nicht mit Ernst, sie ist vielleicht, weil zu milde, nicht einmal wahrhaftig? Das wäre ein schwerer Schaden für Unterricht und Erziehung. Wir müssen meines Erachtens mit schlechten Noten in der Religion sehr vorsichtig sein, dürfen sie nur schweren Herzens schreiben. Aber wir dürfen sie ja nicht aus unserer Praxis ausschalten. Wo sie bei maßvollen Forderungen verdient sind, besonders durch Unfleiß, müssen sie gegeben werden." V. E.

Bücherecke

R. Goette, Der Kulturkreis um Karl den Großen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1925.

Das kleine, 45 Seiten umfassende Bändchen erscheint als Beitrag zu der vom bekannten Leipziger Verlag errichteten „Deutschkundlichen Bücherei, Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in die deutsche Sprache, Literatur, Kunst, Kultur".

Der Verfasser will uns nicht mit neuen Forschungsergebnissen bekannt machen, sondern ein einheitliches, möglichst lückenloses Bild des großen Kaisers und seiner Zeit bieten. Darin liegt auch der eigentliche Wert der Arbeit.

Nachdem er über Land und Leute gesprochen, behandelt Goette das wirtschaftliche Leben, den karolingischen Staat und seinen Aufbau, geistiges Leben und Volkstum, Renaissanceerscheinungen und schließlich die Persönlichkeit des Herrschers. Interessant ist besonders der Abschnitt über das wirtschaftliche Leben gehalten, der in gedrängten Zügen über Haus-, Garten-, Land- und Waldwirtschaft, Ernährung, Kleidung, Gewerbe, Handel usw. wertvolle Aufschlüsse gibt und auf die Heimat vieler deutscher Lehnwörter hinweist. Die warme Begeisterung des Verfassers für den größten aller Deutschen spricht fast aus jeder Zeile. Wo er die religiöse Kultur berührt, befleißt er sich möglichster Objektivität, scheint sich aber nicht recht heimisch zu fühlen. Der ohnehin nicht viel sagende Abschnitt: Fränkische Theologie und germanische Geistesart in der Kirche, wäre wohl besser nicht geschrieben. Oder was soll der Ausdruck „Fränkische Theologie"? Nach welchen Quellen hat Karl die sinnbildliche Schriftauslegung Alkuins als wertlose Deutelei bezeichnet? Der Satz über Karls Eingreifen im Bilderstreit ist nicht geeignet, diese umfassende Frage klar zu beleuchten. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Da Goettes Darstellung indes den Kaiser in ein falsches Licht bringen könnte, sei bemerkt, daß Karl nicht in dogmatischem Gegensatz zu Papst und Konzil stand, wie überhaupt der ganze Streit durch Mißverständnisse veranlaßt war. Erscheint die knapp gedrängte Form der Ausführungen in den meisten Abschnitten als Vorzug, so muß sie hier fast zu irrigen Auffassungen führen. So z. B. S. 36: „Die kirchliche Trauung hat sich erst viel später eingebürgert." Der Ton muß auf dem letzten Wort liegen, denn gerade zu Karls Zeiten drang die Kirche sehr auf Eheeinsegnung durch ihre Diener. Daß die Heldendichtung „von der Kulturmacht des Christentums derart erdrückt wurde, daß sie nach Karl jahrhundertelang in der Form anekdotenhafter Ueberlieferung mit Hilfe des Bänkelsanges fortlebte", wird nicht bewiesen. Gerade die Kirche war es, die in kluger Weise das heidnische Erbgut der Germanen benützte, um diese mit dem Christentum enger zu verbinden. Waren es nicht die Klöster, die nicht sehr lange

nach Karl, sich zu Hütern auch der deutschen Heldensage machten. Man denke an das Walthariliedes St. Gallers Ekkehard (um 930). Und verdanken wir die Kenntnis des Hildebrandsliedes nicht deutschen Mönchen? Hier, wie auch im Abschnitt: „Deutsches Volksleben der Karolingerzeit" dürfte der veredelnde Einfluß der Kirche entschieden mehr betont werden. S. 44 lesen wir: „In seinem Familienleben, in der Urwüchsigkeit der ehelichen Beziehungen glich er (Karl) der prächtigen Gestalt eines Patriarchen." Gehört denn solche Urwüchsigkeit notwendig zu der gleich nachher gerühmten „deutschen Art"? Deutsche Art scheint überhaupt nach dieser wie andern Stellen in manchen Dingen des Verfassers oberste Norm zu sein! Wenn er es schließlich zu bedauern scheint, daß trotz dem Sieg des Humanismus noch bis ins 18. Jahrhundert die Spuren des römischen Schulsystems (Trivium und Quadrivium) an deutschen Schulen wahrnehmbar waren, so sei ihm verraten, daß selbst im 20. Jahrhundert noch unsere schweiz. Klosterschulen auf dieser Grundlage unterrichten.

Im übrigen darf das gefällig ausgestattete Büchlein bestens empfohlen werden. Möge es dazu beitragen, daß in weiten Kreisen die hochbedeutsame, äußerst interessante Kulturentwicklung eines Landes besser verstanden und gewürdigt werde, das einst auch unserer Vorväter Heimat war. G. H., Engelberg.

König, Dr. Walter, Zurück zu Thomas von Aquin! Zur Renaissance der Philosophischen Bildung. Gedanken zu den Reformvorschlägen der letzten Päpste. Einsiedeln, Benziger & Co., 1924.

Das Büchlein ist nach Umfang (53 Seiten), Ausstattung, Stil und Gehalt für weiteste Kreise gebildeter Menschen bestimmt. Einer, der an die Wiedergeburt der überzeitlichen Philosophie aus den Trümmern der Gegenwart glaubt, verdiente Gehör, schriebe er auch nicht so gewandt, nicht so sentenzenreich und geistvoll wie unser deutscher Gelehrter und Studienrat in Opladen. Wer jemals das emsige Schaffen und Forschen in den oft stillen, aber darum nicht weniger bedeutungsvollen Werkstätten aristotelisch-thomistischen Wissens mitangesehen, hat wohl den Eindruck davongetragen, daß hier aus der Philosophie der Vorzeit auch jene der Zukunft geschmiedet wird. Didaktik und mittelalterliche Geschichtsforschung helfen mit, einen noch vor wenig Jahrzehnten für absurd gehaltenen Enthusiasmus für eine große Zeit und großes Wissen in stets weitere Kreise zu tragen. Bereits darf der Volksberater u. Jugendbildner diesem Schaffen und Streben nicht mehr unkundig gegenüberstehen. Die kurze, durch treffende literarische Parallelen belebte Charakteristik scholastischen Denkens und Forschens und deren Probleme sei allen Lehrenden und Studierenden bestens empfohlen.

Dr. P. C. B. L. O. S. B.

Dr. U. Lampert, Die Kunst der Debatte und Polemik. Freiburg (Schweiz), Kanisiusdruckerei, 1924.

Beim Ferienkurs in Freiburg 1914 wurde der Wunsch nach einem Leitfaden der Debattenberedsamkeit geäußert, ohne daß ihm von jener Seite, an die er gerichtet war, entsprochen wurde. Die vorliegende Schrift von Universitätsprofessor Dr. Lampert tritt nun in die Lücke. Natürlich setzt sie die Grundlage jeder Disputationskunst, logische Schulung, voraus und gibt eine systematisch aufgebaute Reihe von Winken für die Praxis. In den Kapiteln: Wahrheitsstreben und Fehlerquellen, Einfluß des Willens, Eigene Ueberzeugung und Sachlegitimation, Aufmerksamkeit auf den Gegner und seine Taktik, Die Ausdrucksweise, Die Diskussionsbasis, Begründung des Beweisthemas, Gestaltung der Entgegnung, wird eine Fülle von scharfgeprägten Regeln dialektischer Fertigkeit geboten. Die Rhetoriklehrer können sich der Broschüre mit Nutzen bedienen, um den Unterricht in der forensischen Beredsamkeit in der Richtung der Debatte zu ergänzen. Auch zum Selbststudium für Gymnasiasten der obersten Klassen, für Akademiker, überhaupt für alle, die mündlich oder schriftlich in den Meinungskampf des Alltags eingreifen müssen, ist das Werklein sehr geeignet. Für eine Neu-Auflage hege ich den Wunsch, es möchte das Regelmaterial durch zahlreiche Beispiele belebt und veranschaulicht werden. B. E.

Dr. Friedrich Neubauer, Kanon geschichtlicher Ereignisse und Jahreszahlen. Halle (Saale), Buchhandlung des Waisenhauses. 1925.

Die beste Empfehlung trägt das 38 Seiten starke Büchlein selbst auf der Titelseite; erscheint es doch bereits in 21. Auflage (69.—71. Tausend). Den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragend, hat der Verfasser gegenüber frühern Auflagen die Kulturgeschichte in knappen, doch treffenden Stichwörtern ausgiebiger berücksichtigt, während die Kriegsgeschichte bedeutend eingeschränkt ist. Damit wurde ein Hilfsmittel für die Schule geschaffen, welches den auch bei uns lange herrschenden „Ausführlichen Geschichtstabellen" von Stein-Kolligs entschieden vorzuziehen ist. Besonders im Anschluß an das heute vielerorts eingeführte Lehrbuch von Lorenz dürfte Neubauers Kanon wertvolle Dienste leisten. Aber auch neben unserm ausgezeichneten „Staub" läßt er sich verwenden, wenn auch die Schweizergeschichte begreiflicherweise für uns nicht genügend berücksichtigt ist. Der niedere Preis von Mk. —.80 dürfte dem überaus praktischen Werklein auch in der Schweiz weite Verbreitung sichern. G. H., Engelberg.

Marie Winkler-Leu, 1847. Es Schauspiel i füüf Akte. Aarau, Sauerländer & Co. 1924. — Das Stück bietet wirkungsvolle Bühnenbilder, reiche Handlung, eine dem Leben abgelauschte Sprache. Der Träger der Idee ist ein moderner Pazifist im Rock eines Luzerner Landschulmeisters von 1847, der Geist des Stückes ein toleranter Liberalismus. Diese Einstellung bringt es mit sich, daß die tatsächlichen Ursachen des Sonderbundskrieges umgangen werden, so daß trotz mancher trefflicher Einzelporträts das Gesamtbild historisch unwahr wirkt. Auf Bühnen von Gesellschaften, die in Leu von Ebersol den Vertreter ihrer Prinzipien verehren, wird „1847" nie Heimatrecht erhalten. Wollen sie der Kunst der Verfasserin ihren Tribut zollen, so werden sie nach dem Dialektstück „Hei g'funde" (Verlag Haag, Luzern) greifen. B. E.

11. Jahrgang Nr. 4 25. Juni 1925

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. **Bonavent. Egger, Engelberg**

Inhalt: Die Disposition der zweiten olynthischen Rede des Demosthenes — Römische Klassiker im Spiegel des Lactanz — Zunftstube — Bücherecke.

Die Disposition der zweiten olyntischen Rede des Demosthenes

Von Eduard von Tunk, Immensee

Meine Disposition der 1. olynthischen Rede des Demosthenes („Mittelschule“ Nr. 1 vom 31. Jänner 1924) hat den erfreulichen Erfolg gehabt, daß in Nr. 7 dieser Zeitschrift vom 29. Oktober 1924 eine andere Auffassung der genannten Rede dem Leserkreise der „Mittelschule“ vorgelegt wurde. Ich wiederhole das Wort „erfreulich“, weil ich tatsächlich Freude empfand darüber, daß mein damaliger Artikel nicht nur gelesen wurde, sondern sogar einen zweiten nach sich zog. Nun glaube ich überhaupt, daß unsere „Mittelschule“ ihren Zweck dann am vollkommensten erfüllt, wenn sie Anlaß gibt zu einem Meinungsaustausch über alle jene Fragen, die — in den Rahmen der Schule gehörig — mehrere Antworten zulassen. Auch persönlich bin ich durchaus nicht unbedingt eingenommen von der Antwort, die ich auf eine vorkommende Frage gebe. Wenn ich dann doch nicht gleich die Antwort eines andern mir zu eigen mache, so ist das wohl von vorneherein begreiflich. So auch hier: was die von P. Augustin Schäfer O. S. B. gegebene Disposition der 1. olynthischen Rede angeht, gestehe ich, das sie mich — frappiert hat. Denn sie erklärt die Rede eines „alten Redners“ auf ganz moderne Art und Weise. Das ist ein gutes Zeichen für den alten Redner und für die moderne Rhetorik. Warum ich aber dennoch diese Methode nicht zur meinigen mache, hat neben andern Gründen die Ursache, daß mir dieses eine Beispiel noch nicht beweiskräftig genug erscheint. Deshalb bleibe ich für meinen Teil — vorderhand wenigstens — noch beim alten Schema. Ich wende es jetzt allerdings, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, etwas gemildeter an. Vielleicht kommt es dann einmal dahin, daß sich beide Wege treffen. Diesem Wunsche füge ich noch einen andern bei: es möchte etwa auch „die 2. olynthische Rede“ jenen Widerhall finden wie die erste. Vielleicht, daß ich vorher noch „die dritte“ vorlegen kann.

Um nun zu unserer Rede selbst zu kommen, sie hat mit der 1. olynthischen Thema und Zweck gemeinsam: „Unterstützet Olynth!“ Die Meinungen darüber, ob zwischen den beiden Reden die Athener bereits eine entsprechende Politik getrieben, eine zweckmäßige Aktion eingeleitet haben, die Meinungen darüber sind geteilt. Was immer aber nach der 1. und vor der 2. olynthischen Rede geschehen ist, Bedeutendes konnte es nicht sein, da sonst Demosthenes nicht so stillschweigend darüber hätte hinweggehen können. Dagegen ist es viel wahrscheinlicher, daß in Athen „Miesmacher“ und „Schwarzseher“ aufgetreten sind, die gegen eine Unterstützung Olynths Stellung bezogen hatten. Diesen Defaitisten scheint Demosthenes entgegnen zu wollen. Ihnen gegenüber vertritt er einen stark optimistischen Standpunkt, ohne dabei die Athener — besonders gegen Ende der Rede — zu schonend zu behandeln. Dieser optimistische Standpunkt zeigt sich schon in der Einleitung (exordium):

§ 1: Die Huld der Götter hat uns Bundesgenossen geschenkt;

§ 2: Ihr müssen die Anstrengungen der Athener entsprechen;

§ 3: Um dieses Ziel zu erreichen, rede ich nicht von Philipps starken Seiten;

§ 4: Andere Dinge sind es, die gehört zu haben für die Athener gut ist.

Diese optimistische Einstellung äußert sich dann später besonders dreimal, nämlich:

§ 13: Wenn die Athener wollen, wird Philipps eigene und bundesgenössische Macht bald erledigt sein;

§ 22: *εἴ τις αἵρεσιν μοι δοίη, τὴν τῆς ἡμετέρας πόλεως τύχην ἂν ἑλοίμην.*

§ 31: *βέλτιον τῶν ὅλων πραγμάτων ὑμῖν ἐχόντων.*

Wenn nun in diesen drei Paragraphen *) der Grundton so stark anklingt, dann sind sie wahrscheinlich jeweilen Ende eines größeren Abschnittes, wir erhalten dann die drei Gruppen: a) §§ 5—13, b) §§ 14—22 und c) §§ 23—31.

a) Die erste Gruppe umfaßt die ersten beiden Hauptabschnitte des Mittelteiles (der tractatio) und zwar bedeuten uns §§ 5—10 die narratio, das Folgende sind die Vorschläge des Redners. Die narratio handelt vom Wege des Betruges, den Philipp gegangen ist:

§ 5: Philipp hat seinen Weg des Betruges vollendet:

§ 6: Athen hat er betrogen,

§ 7: Olynth und die Thessalier hatte er betrogen;

§ 8: Die Betrogenen haben genug von ihm.

Die narratio redet aber auch davon, daß Philipp aus eigener Kraft sich nicht wird halten können (§ 9), weil ihm dazu die moralischen Grundlagen fehlen (§ 10). — Die Vorschläge des Redners nun betreffen die Außenpolitik: Olynth unterstützen, mit den Thessaliern Verbindung suchen (§ 11); sie betreffen die Innenpolitik: Selbsttätigkeit, Militärdienst (§ 12) und streifen endlich die Finanzpolitik, um sofort optimistisch auszuklingen (§ 13).

b) Die zweite Gruppe schildert nun zur Bekräftigung der vorausgehenden Ausführungen (probatio) die Zustände im Lande Philipps, in Makedonien:

§ 14: Makedonien ist ein brauchbarer Bundesgenosse, auf sich allein gestellt, aber schwach.

§ 15: Besondere Beachtung verdient die Dissonanz zwischen Philipp und seinen Untertanen,

§ 16: die in ihrer Tätigkeit gehindert sind (Stillstand des Geschäftslebens);

§ 17: Selbst die Armee ist nicht auf Philipps Seite,

§ 18: der aufrechte Männer neben sich nicht duldet,

§ 19: sondern lieber von Possenreißern sich schmeicheln läßt.

Aus dieser Schilderung wird der Schluß gezogen: Philipps Größe ist Schein, seine Schwächen sind noch verdeckt (§ 20); Krieg in Mazedonien und der falsche Zauber ist zu Ende (§ 21). Darum ist Demosthenes berechtigt, für Athen optimistischer Stimmung zu sein (§ 22).

c) Die dritte Gruppe schildert zu weiterer probatio die Zustände in Athen, wo sich zwar viel ändern muß, wo aber durchaus noch Aenderungen möglich sind:

§ 23: Nur Athens Untätigkeit ist die Ursache für Philipps des Tätigen Erfolge.

§ 24: Diese Untätigkeit steht im Gegensatz zu Athens Geschichte.

§ 25: Ebenso unverständlich ist es, daß niemand sich Gedanken macht über die Länge des Krieges.

§ 26: „Von vorne anfangen!", muß Leitgedanke werden, und zwar

§ 27: in militärischer Hinsicht: Athen braucht ein Volksheer,

§ 28: weil auf die Söldner aus begreiflichen Gründen kein Verlaß ist;

§ 29: in der Innenpolitik: das Parteiregiment muß verschwinden

§ 30: und der Einzelne wieder zur Geltung kommen.

Daran schließt sich als Schluß (peroratio) die Zusammenfassung der Vorschläge mit dem schon bekannten optimistischen Ausklang (§ 31).

Somit erhalten wir folgende Disposition:

I. Einleitung und Thema (§§ 1—4).

II. Ausführung mit III. kurzem Schluß (§§ 5—31) und zwar

1. Gedankenreihe: narratio: Philipp und seine Bundesgenossen (§§ 5—8)
   Philipps eigene Macht (§§ 9 und 10)
   propositio: Demosthenes' Vorschläge (§§ 11 und 12)
   optimistischer Grundton (§ 13)
2. Gedankenreihe: probatio: Philipps Verhältnis zu Volk und Heer (§§ 14—17)
   Philipps nähere Umgebung (§§ 18 und 19)
   Philipps Macht ist Schein (§§ 20 und 21)
   optimistischer Grundton (§ 22)
3. Gedankenreihe: (probatio): Athens Untätigkeit (§§ 23—26)
   militärische Notwendigkeiten (§§ 27 und 28)
   politische Notwendigkeiten (§§ 29 und 30)
   peroratio: optimistischer Grundton (§ 31).

Wir haben also auch hier eine gedankliche Symmetrie, die sich in den drei hauptsächlichen Gedankenreihen äußert durch Zusammenfassung von je 4+2+2+1 Hauptgedanken.

*) Das Wort „Paragraph" bedeutet mir nicht nur eine rein äußere Einteilung der Rede, ich sehe — wie ich seinerzeit a. a. O. bemerkt habe — in den §§ auch gleichzeitig gedankliche Abschnitte.

Römische Klassiker im Spiegel des Lactanz

Von Dr. Paul Keseling, Duderstadt

Von jeher ist aus den Kreisen bewußt christlicher Schulmänner die grundsätzliche Forderung aufgestellt worden, es solle in dem Kanon der lateinischen und griechischen Schulschriftsteller auch den Vertretern des patristischen Schrifttums, den ehrwürdigen Zeugen der alten Kirche, ein Platz eingeräumt werden, wie er ihrer Bedeutung entspricht. Tatsächlich wird auch vielerorts das eine oder andere Denkmal der Väterliteratur in den Schulen gelesen, oder aber man bemüht sich wenigstens an der Hand von Chrestomathien und Florilegien dem Schüler einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in diese doch so reizvolle Gedankenwelt mit auf den Lebensweg zu geben. So haben auch vom rein philosophisch-historischen Standpunkte aus moderne Herausgeber von griechischen und lateinischen Lesebüchern, wie etwa Wilamovitz, Harder und ganz neuerdings die Urheber der Vox Latina[1]), mehr oder weniger umfangreiche Stücke aus christlichen Autoren in ihre Textsammlung aufgenommen. So sehr alle diese Bestrebungen anzuerkennen und zu begrüßen sind, so kann doch kein Kenner der Verhältnisse darüber im Zweifel sein, daß gleichwohl die patres ecclesiae und scriptores ecclesiastici heutzutage in der Schule nicht voll zu ihrem Rechte kommen, und das wird, wie die Dinge einmal liegen, voraussichtlich in Zukunft kaum anders werden. Reicht doch die Zeit, die gegenwärtig für die altsprachliche Lektüre zu Gebote steht, eigentlich längst nicht mehr aus, um die bildungsbeflissene Jugend auch nur mit den hervorragendsten Erscheinungen unter den antiken Klassikern so vertraut zu machen, wie es notwendig und wünschenswert erscheint. Unter diesen Umständen wird der christliche Theologe mit Fleiß darauf bedacht sein, bei der Lektüre der Alten, wo immer die Gelegenheit sich bietet, die Verbindungslinien zur christlichen Gedankenwelt zu ziehen, parallele Ideenkomplexe aus dem Offenbarungsgut des Alten und Neuen Testamentes, wie auch aus der Väterliteratur herauszuheben, dabei auf die oft weitreichenden Uebereinstimmungen vorurteilsfrei aufmerksam zu machen und andrerseits klaffende Gegensätze prinzipieller Natur verständnisvoll zum Bewußtsein zu bringen. Von besonderem Reize für Lehrer und Schüler wird es sein, wenn man die Gelegenheit beim Schopfe greift und gegebenenfalls eine christliche Stimme zu der betreffenden, gerade behandelten Stelle zu Worte kommen läßt. Ein solches Verfahren muß auch belebend und vertiefend auf den Unterricht selbst zurückwirken.

Es sei gestattet, an der Hand einiger konkreter Beispiele die Sache zu beleuchten, und zwar möge für dieses Mal Lactanz, der „christliche Cicero", unser Gewährsmann sein, ein Schriftsteller, der ja als einstiger Rhetorikprofessor über eine geradezu staunenswerte Belesenheit in den national-römischen Klassikern verfügt und im apologetischen Interesse diese Frucht langjähriger, liebevoller Versenkung für die Sache des Christentums nutzbar zu machen versteht. Wir greifen aus der Fülle des Materials, das die drei ersten Bücher seines Hauptwerkes, der Divinae Institutiones, bieten, einige besonders lehrreiche und anziehende Abschnitte heraus.[2])

Unter allen heidnischen Schriftstellern nimmt ganz naturgemäß der disertissimus Romuli nepotum, um mit Catull zu reden, Cicero, der Fürst der Beredsamkeit, einen bevorzugten Platz ein bei dem christlichen Rhetor Lactanz. Eine Wolke von Cicerozitaten ist über alle seine Schriften ausgebreitet, sodaß diese für die Rekonstruktion verlorener Werke des alten Römers — beispielsweise des hochberühmten, auch von St. Augustin gefeierten Hortensius und der Consolatio — oder für die Textkritik fragmentarisch überlieferter, wie es etwa bei den drei Büchern de legibus der Fall ist, eine wahre Fundgrube darstellen. Eine auch nur oberflächliche Berücksichtigung aller in Frage kommenden Stellen würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen; wir beschränken uns auf einige wenige und verweisen im übrigen auf die bekannte Monographie Zielinskis, die das Fortleben Ciceros im Wandel der Jahrhunderte zum Gegenstand hat.[3])

Im 9. Kapitel des ersten Buches der Div. Inst. wendet sich der Apologet mit Entrüstung gegen die göttliche Verehrung des Hercules, der wegen seiner virtus als quasi Africanus inter deos gerühmt wird. Hat er doch mit Ehebrüchen, Vergewaltigung, Unzucht seinen Lebensweg geschändet. Seine vielgefeierten Großtaten aber, die Besiegung des nemeischen Löwen und erymanthischen Ebers, die Erlegung der stymphalischen Vögel und der lernäischen Schlange, die Reinigung des Augiasstalles

[1]) Vox Latina III. Ausgewählte Proben lateinischen Schrifttums von 200 nach Christus bis zur Gegenwart. Herausgegeben von O. Stange und P. Dittrich, Leipzig 1924.

[2]) Vergl. über die klassische Bildung des Lactanz u. a. G. Jordan, Geschichte der altchristlichen Literatur, Leipzig 191⁰, S. 230 f. O. Bardenhewer, Geschichte der altchristlichen Literatur II², Freiburg 1914, S. 53⁵ und 547. M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur 3. Teil³, München 1922, S. 435.

[3]) Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte,³ Lpz. 1912, 97 S.

usw. gehen nicht über das Maß menschlicher Kraft hinaus. Es sind das Werke eines Helden, aber eines Menschen. Denn, was er überwand, das waren vergängliche, sterbliche Wesen. Nulla est enim, quod ait orator tanta vis, quae non ferro ac viribus debilitari frangique possit. Animum vincere, iracundiam cohibere, also Selbstbeherrschung, die erfordert einen Mann von höchster Tapferkeit. Aber die hat jener niemals geübt, das vermochte er nicht. Haec qui faciat, non ego eum cum summis viris comparo, sed simillimum deo iudico. Ich wollte, er hätte weiter auch noch von der fleischlichen Lust, der Ueppigkeit, Begehrlichkeit, Ueberhebung ein Wort gesagt, um so die Tugend dessen voll zu machen, den er für gottähnlich erklärte usw. Die hier von Lactanz angezogene Aeußerung Ciceros, die wir im lateinischen Wortlaut beibehalten haben, ist der Rede pro Marcello entnommen, jener Dankbezeugung an den siegreichen Julius Caesar aus dem Munde des Wortführers des nunmehr unterwürfigen Senats. [4])

Wenn in diesem Falle, wie in vielen anderen, der Christ den erfahrenen heidnischen Redner als Eideshelfer heranzieht, so macht er doch anderwärts gegen den wissensstolzen Philosophen scharf Front. Zwar versichert er sich, wo immer eine Annäherung philosophischer Gedankengänge an die christliche Wahrheit festzustellen ist, mit besonderer Vorliebe gerade der Unterstützung eines Cicero und Seneca — die Schrift de natura deorum mit den Argumenten der Epikuräer und Akademiker einer- und der Stoiker andrerseits liefert ihm wie anderen Apologeten als geradewegs unerschöpfliches Arsenal feingeschliffene, handliche Waffen zur Bestreitung des Götterglaubens und Stützung des Vorsehungsgedankens — aber das Hohelied auf die Philosophie, das der Römer in überquellender Begeisterung immer wieder anstimmt, fordert den entschiedensten Widerspruch des überzeugten Anwaltes demütiger Gläubigkeit heraus. Hatte Cicero, ipse ille Romanae linguae summus auctor, in den Büchern „über die Pflichten" die Philosophie als Streben nach Weisheit, die Weisheit selbst aber als die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen definiert, hatte er weiterhin die Philosophie als einen Weg zum glücklichen Leben, als eine Schule der Tugend und Charakterfestigkeit gefeiert, die niemand herabsetzen dürfe, der überhaupt für ideale Güter Sinn und Verständnis habe, so erklärt Lactanz demgegenüber: „Ich wollte, Cicero stände einmal für eine Weile von den Toten auf, damit dieser so überaus redegewaltige Mann von einem nicht eben beredten armseligen Menschen über folgende Punkte belehrt würde: erstens was der für lobenswert erachtet, der das Streben nach Weisheit, Philosophie genannt, verachtet; zweitens, daß weder die Philosophie die Kunst ist, um Tugend und Gerechtigkeit zu erlernen, noch, daß es sonst eine gibt, wie er meinte; endlich, wo die Schule der Tugend, da es doch eine solche gibt, zu suchen ist, wenn man jener Lernweise (d. h. der Philosophie) den Rücken gekehrt hat, was er allerdings nicht suchte im Streben nach Hören und Lernen. Von wem hätte er auch davon hören können, wo es doch niemand kannte?" Weiterhin wird der große Advokat dann rhetorischer Kunstgriffe und Kniffe geziehen. [5]) Unerhört aber erscheint dem Christen jener Hymnus auf die Philosophie, zu dem der Römer in den „Tuskulanen" sich versteigt: «O (vitae) philosophia dux, o virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! quid non modo nos, sed omnino vita hominum sine te esse potuisset? Tu inventrix legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti: als wenn sie (die Philosophie ist gemeint) selbst von sich aus etwas fühlte und nicht vielmehr der zu preisen wäre, der sie geschenkt hat (nämlich den Menschen). Gerade so hätte er bei Speise und Trank sich bedanken können, weil ohne diese Dinge das Leben nicht bestehen könnte; bei ihnen ist aber doch ebensowenig von Wohltun wie von Gefühl die Rede. Wie sie aber Nahrungsmittel für den Leib sind, so ist die Weisheit die Nahrung der Seele." [6]) Mit größerem Recht, so fährt der unerbittliche Kritiker fort, hat Lukrez den ersten Entdecker der Weisheit gefeiert, aber zu Unrecht sucht er ihn unter den Menschen, wenn er ihn auch göttlicher Ehren für würdig erklärt, mag er nun Pythagoras im Auge haben, der sich zuerst den Namen eines Philosophen beigelegt hat, oder Thales von Milet, der als Begründer der Naturphilosophie gilt. [7]) „Immerhin kann man ihm als Dichter das nachsehen. Aber jener vollendete Redner und große Philosoph zugleich (at ille idem perfectus orator, idem summus philosophus, d. i. Cicero) — um die Griechen ungeschoren zu lassen, die er stets des Leichtsinns zeiht und denen er trotzdem ständig nachläuft — lobt die Weisheit selbst, dichterisch dargestellt, ins Gesicht, die er doch einmal als donum und dann wieder als inventum deorum [8]) bezeichnet. Schwer beklagt er sich auch darüber, daß einige Tadler gegen sie sich erhoben hätten. Er sagt: quisquamne vituperare vitae parentem et hoc parricidio se

[4]) Lactanz, Div. Inst. I, 9, 1 199. (p. 31 l. 5 spp. ed. S. Brandt) cf. Cic. p. Marcello 3, 8. Hier und im folgenden ist zugrunde gelegt die Ausgabe von S. Brandt im Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum, Vol. XIX., Pars I, Vindobonae 1890. Darnach sind auch die altklassischen Zitate gegeben.

[5]) Div. Inst. III, 13, 10—14 (p. 213, 21 sqq.) cf. Cic. de offic. I, 2, 5 sq.

[6]) Div. Inst. III, 13, 14—16 (p. 215, 11 sqq.) Cic. Tusc. V, 2, 5.

[7]) ibid. III, 14, 1—6 (p. 216, 4 sqq. ed. S. Brandt).

[8]) Cic. Tusc I, 26, 64. cf. Acad. I, 2, 7.

inquinare audet et tam impie ingratus esse.[9]) Nun gut, wir, Marcus Tullius, wir sind die Muttermörder und müßten nach deinem Dafürhalten in Säcke eingenäht werden, wir, die wir bestreiten, daß die Philosophie die Mutter des Lebens ist; oder bist du es etwa, der gegen Gott so freventlich undankbar ist, nicht gegen den, dessen auf dem Kapitol thronendes Bild du verehrst, aber gegen den, der die Welt geschaffen und den Menschen ins Leben gerufen hat, der auch die Weisheit selbst in seiner Freigebigkeit gespendet hat in der Reihe seiner sonstigen himmlischen Hulderweise? Du nennst sie eine Lehrmeisterin der Tugend oder eine Mutter des Lebens?[10]) Aber wenn man ihr näher tritt, dann muß man ja noch viel unsicherer werden, als man vorher war. Von welcher Tugend ist denn die Rede? Worauf eben diese (die Tugend) beruht, darüber sind sich ja die Philosophen noch immer nicht klar. Um was für ein Leben handelt es sich? Sind doch die Lehrmeister selbst vom Alter und Tode erschöpft gewesen, ehe sie ausgemacht hatten, wie man leben soll. Welche Wahrheit ist es, als deren Erforscherin du sie ausrufen könntest, du, der du oft genug bezeugst, bei all' der großen Zahl von Philosophen sei doch noch kein einziger Weiser erstanden?[11]) Was hat dich denn jene Lehrmeisterin des Lebens gelehrt? Etwa gegen den allmächtigen Konsul mit Schmähungen loszugehen und ihn mit giftigen Reden zum Vaterlandsfeind zu stempeln? Aber lassen wir diese Dinge beiseite, die man entschuldigen könnte, mit Berufung auf das blinde Schicksal. Du hast ja wohl die Philosophie studiert, und zwar mit einer Sorgfalt, wie keiner sonst. Bist du doch mit allen ihren Zweigen vertraut worden, wie du selbst dich gern rühmst[12]), hast sie in lateinischer Sprache verdolmetscht und als Nachahmer Platos dich erwiesen. Also, laß hören, was du gelernt hast, oder in welcher Philosophieschule du die Wahrheit gefunden hast! Natürlich in der Akademie, der du dich ja angeschlossen hast, die du anerkannt hast. Allein die lehrt nur das Wissen, daß man nichts weiß. Deine eigenen Schriften also überführen dich, wie man von der Philosophie aber auch gar nichts für das Leben lernen kann. Dies sind deine eigenen Worte: mihi autem non modo ad sapientiam caeci videmur, sed ad ea ipsa quae aliqua ex parte cerni videantur, hebetes et obtusi.[13]) Wenn also die Philosophie die Lehrmeisterin des Lebens ist, warum kamst du dir selbst blind und schwerfällig und stumpfsinnig vor, der du doch als ihr Schüler seines Empfinden und Weisheit besitzen und im hellsten Lichte wandeln müßtest? Wie sehr du auf die Wahrheit der Philosophie bautest, das zeigen auch die Vorschriften, die du für deinen Sohn zusammengestellt hast, wenn du ihn mahnst: philosophiae quidem praecepta noscenda, vivendum autem esse civiliter.[14]) Läßt sich noch Widerspruchsvolleres sagen? Wenn man die Vorschriften der Philosophie kennen lernen muß, dann jedenfalls doch deswegen, um recht und weise zu leben; oder aber wenn man nur als guter Bürger leben soll, dann ist die Philosophie also nicht die Weisheit, wenn anders das Leben nach bürgerlichen Grundsätzen besser ist, denn das nach philosophischen. Denn wenn die Philosophie Weisheit ist, für die man sie ausgibt, dann lebt doch der wahrhaftig töricht, der nicht nach der Philosophie lebt: wenn aber nicht töricht lebt, wer gut bürgerlich lebt, dann folgt daraus, daß töricht lebt, wer nach philosophischen Anweisungen lebt. Auf Grund deines eigenen Urteils ist so über die Philosophie wegen Torheit und Nichtigkeit der Stab gebrochen. Desgleichen hast du in der Consolatio, d. h. in einem durchaus ernsten Worte, dich folgendermaßen über die Philosophie ausgesprochen: sed nescio qui nos teneat error ac miserabilis ignoratio veri.[15]) Wo bleibt da das Lehramt der Philosophie oder was hat dich jene Mutter des Lebens gelehrt, wenn du die Wahrheit erbärmlicher Weise nicht kennst? Wenn nun dieses Bekenntnis des Irrtums und der Unwissenheit fast gegen deinen Willen sich dir aus tiefinnerster Ueberzeugung entrang, warum gestehst du dir dann nicht einmal die Wahrheit ein, daß nämlich die Philosophie, die du, obzwar sie nichts lehrt, mit Lobsprüchen in den Himmel erhoben hast, nicht die Lehrmeisterin der Tugend sein kann?"[16])

Auch Seneca befindet sich im gleichen Irrtum, wenn er die Philosophie als recta ratio vivendi od. honeste vivendi scientia oder ars rectae viae agendae oder lex bene honesteque vivendi oder endlich regula vitae definieren will. „Wer hätte denn auch den rechten Weg festhalten können, wenn ein Cicero in die Irre geht,"[17]) gewiß eine bezeichnende Aeußerung des strengen christlichen Zensors, bezeichnend für die Wertschätzung, die er trotz allem dem alten Heiden nicht versagen kann.[18]) Lactanz spielt dann gegen Seneca, wie es die Apologeten von Anfang an gern und nicht zu Unrecht tun, geschickt die Uneinigkeit unter den verschiedenen Philosophenschulen, sowie die daraus ersichtliche Unsicherheit ihrer Lehren aus, wobei besonders die

[9]) ibid. V, 2, 6.

[10]) Tuscul. V, 2, 5 und 6.

[11]) Nach S. Brandt p. 218 ad 5 hat Lactanz wohl Cic. Or. 5, 18, bzw. De or. I, 21, 94 im Auge.

[12]) Brandt verweist auf De nat. deor. I, 3, 5, sq., de divin. II, 1.

[13]) Acad. poster frg. 32.

[14]) Epist. ad M. filium. frg. 2.

[15]) Consol. frg. 12.

[16]) Div. Inst. III, 14, 7—21 (p. 217, 2 sqq.)

[17]) Div. Inst. III, 15, 1 (p. 220. 10 sqq. cf. Seneca frg. 17.

[18]) Vergl. Zielinski a. a. O. S. 106: „Das ist der Ciceronianer Lactanz."

Akademie mit ihrer Skepsis herhalten muß. Einzig die den Philosophen verborgen gebliebene wahre, himmlische Weisheit verdient alle jene ehrenvollen Prädikate. „Wie Gott, der Schöpfer und Lenker dieser Welt, nur einer ist, wie es nur eine Wahrheit gibt, so muß mit innerer Notwendigkeit die Weisheit rein und einfach sein; denn was immer wahr und gut ist, das kann nicht vollendet sein, wenn es nicht einzig ist." Wenn die Philosophie die Lehrerin für das Leben, so könnten nur die Philosophen gut, alle Laien aber müßten unter allen Umständen schlecht sein. Allein die Erfahrung beweist das Gegenteil. Unzählige gute Menschen ohne jede philosophische Bildung gibt es und hat es gegeben, dagegen ist unter den Philosophen nur selten einer zu finden, der in seinem persönlichen Lebenswandel etwas Lobenswürdiges getan hat. „Denn wenn man ihre Sitten genau unter die Lupe nimmt, dann findet man Jähzornige, Begehrliche, Wollüstige, Anmaßende, Unverschämte, die unter dem Deckmantel der Weisheit ihre Laster verbergen und zu Hause das tun, was sie in der Schule getadelt haben. Ich lüge vielleicht aus Anklagesucht: aber muß nicht Tullius genau dasselbe klagend bekennen?" Und nun folgt jene resignierte Feststellung der Tuskulanen: Quotus quisque philosophorum invenitur qui sit ita moratus, ita animo ac vita constitutus, ut ratio postulat etc.[19]) Cornelius Nepos versteigt sich sogar in einem Briefe an unseren Cicero zu dem Ausspruche: „Weit entfernt die Philosophie für die Lehrmeisterin des Lebens und Vollenderin des glücklichen Lebens zu halten, glaube ich vielmehr, daß niemand mehr Lehrmeister für die Lebensführung nötig hat als die meisten derer, die theoretisch mit solchen Erörterungen sich beschäftigen. Sehe ich doch, wie ein großer Teil derer, die in der Schule über Tüchtigkeit und Enthaltsamkeit höchst ausführliche Vorschriften geben, gleichzeitig in ihrem Leben nach allen bösen Lüsten verlangen." Und Seneca in den verloren gegangenen Exhortationes hat dieselbe Beobachtung gemacht.[20]) Späterhin kommt der Apologet noch auf die vornehme aristokratische Exklusivität des Römers zu sprechen und schmiedet daraus Waffen gegen die Philosophie. „Unser großer Plato-Nachahmer (summus ille noster Platonis imitator) hielt dafür, die Philosophie sei nicht für das Volk, weil nur Gebildete sie sich zu eigen machen könnten. Er sagt: est philosophia paucis contenta iudicibus multitudinem consulto ipsa fugiens. Folglich ist sie nicht Weisheit, wenn sie der großen Menge der Menschen fern bleibt; denn wenn die Weisheit überhaupt dem Menschen gegeben ist, dann ist sie ohne jeden Unterschied allen gegeben, sodaß es schlechthin niemand gibt, der sie nicht zu fassen vermöchte. Jene dagegen nehmen die dem Menschengeschlechte verliehene Tugend in einer Weise an, daß es den Anschein gewinnt, als wollten sie ganz allein des allgemeinen Gutes sich erfreuen, mit einer solchen Mißgunst, wie wenn sie den andern die Augen verbinden oder ausstechen wollten, damit sie die Sonne nicht sehen. Denn den Menschen die Weisheit vorenthalten, was ist das anders, als ihren Seelen das wahre und göttliche Licht entziehen? Wenn überhaupt die Natur des Menschen für die Weisheit aufnahmefähig ist, dann wäre es in der Ordnung gewesen, Handwerker sowohl wie Bauern und Weiber und überhaupt alle, die ein menschliches Antlitz tragen, zur Weisheit anzuleiten und ein Volk (der Weisen) zusammenzubringen aus allen Sprachen, jedem Stand, Geschlecht und Alter. Der stärkste Beweis dafür, daß die Philosophie weder zur Weisheit führt noch selbst die Weisheit ist, liegt daher in der Tatsache, daß ihr Geheimkult (mysterium) nur mit dem Philosophenbart und im Philosophenmantel gefeiert wird." [21])

Endlich ist es nach Ciceros Anschauung von der Macht des blinden Schicksals, der Fortuna, die den Widerspruch des ganz vom Vorsehungsgedanken durchdrungenen Christen herausfordert. Wenn der stolze Römer sich rühmt, stets, auch in den schlimmsten Lebenslagen, bei all' den zahllosen Anfeindungen und sogar in der Zeit seines Exils über das Schicksal triumphiert zu haben, wenn er dann aber nach dem Tode seiner heißgeliebten Tochter Tullia in fassungslosem Schmerze sich völlig besiegt gibt, so ist das für unsern Apologeten ein neuer Beweis für die Nichtigkeit und Ohnmacht der Philosophie, deren Jünger jeden Anspruch auf den Namen eines Weisen verwirkt haben.[22]) „Das Schicksal ist also," so präzisiert Lactanz seinen Standpunkt, „an und für sich nicht, ... wenn anders es der plötzliche und unvermutete Eintritt von Ereignissen ist. Allerdings die Philosophen, um nur ja nicht vom Irrtum sich einmal abzuwenden, wollen in törichter Sache weise sein ..." [23]) Cicero sagt in einem sehr ernst gemeinten Werke, in dem er seinem Sohne philosophische Lebensregeln an die Hand geben wollte: magnam esse fortunae vim in utramque partem quis nescit? nam et cum prospero flatu eius utimur, ad exitus pervenimus optatos, et cum reflavit, affligimur. Erstens der

[19]) Div. Inst III, 15,2—9 (p. 2—9, 15 sqq.) cf. Cic. Tusc. II, 4, 11.

[20]) Div. Inst. III, 15, 10 sq. (p. 222, 8 sqq.) cf. Cornelius Nepos frg. 46 ed. Hahn, und Seneca, Exhort. frg. 18.

[21]) Div. Inst. III, 25, 1—6 (p. 257, 4 sqq.) cf. Cic. Tusc. II, 1, 4.

[22]) Div. Inst. III, 28, 6—10 (p 264, 24 sqq.) cf. Cic. Consol. frg. 16.

[23]) Div. Inst III, 29,1 u. 2 (p. 267, 16 sqq.)

[24]) Div. Inst. III, 29, 4—7 (p. 268, 5 sqq.) cf. Cic. de offic. II, 6, 19 und Acad. post. I, 12, 45 bzw. de nat. deor. I, 1, 1.

Mann, der da die Möglichkeiten jeglichen Wissens überhaupt leugnet, spricht hier so, als wenn er selbst und jedermann das wüßte. Zweitens der, der auch das Offensichtliche in Zweifel zu ziehen sucht, hält das für offensichtlich, was ihm noch am allermeisten zweifelhaft hätte sein müssen: für den Weisen ist es überhaupt völlig falsch. Er sagt: Wer weiß nicht? Nun, ich weiß es nicht. Er soll mich, wenn er es vermag, darüber belehren, was das für eine Macht ist, was für ein günstiger Wind und was für ein Gegenwind. Es ist darum eine Schande, daß ein Mann von Geist solche Behauptungen aufstellt, die er nicht beweisen konnte, wenn man sie leugnen wollte. Was soll man endlich dazu sagen, daß der Mann, der da sagt, man müsse zurückhalten mit seiner Zustimmung, weil es Torheit sei bei Unkenntnis der Dinge vorschnell zuzustimmen, daß der dem Wahnglauben des Volkes und der Unwissenden völlig beipflichtet, die da meinen, das Schicksal sei es, das dem Menschen Gutes und Böses beschere. Nicht ungewandt bedient sich der Kritiker hier der eigenen Waffen der akademischen Skepsis. Allein der Philosoph Cicero steht nicht allein mit diesem Zugeständnis an den Volksglauben, auch Dichter und Historiker huldigen ihm. Hören wir unsern kundigen Gewährsmann weiter! „Dieser Meinung stimmt auch Vergil bei, der die Fortuna allmächtig nennt, und der Geschichtsschreiber, der sagt: sed profecto fortuna in omni re dominatur (gemeint ist Sallust). Wo bleibt dann noch Platz für die andern Götter? Warum sagt man nicht von ihr (der Fortuna), sie sei die Königin, wenn sie mehr vermag, oder warum verehrt man sie nicht allein, wenn sie alles vermag? Oder wenn sie nur Böses schickt, dann sollen sie doch einen Grund vorbringen, warum sie als Göttin den Menschen mißgünstig ist und ihr Verderben wünscht, wiewohl sie doch von ihnen abergläubische Verehrung empfängt, warum sie den Schlechten mehr geneigt, den Guten aber abgeneigt ist, warum sie Nachstellungen bereitet, Schaden zufügt, Täuschung und Vernichtung bewirkt, wer sie eigentlich zum unablässigen Plaggeist für das Menschengeschlecht bestellt hat, warum sie endlich die so üble Gewalt empfangen hat, ut res cunctas ex libidine magis quam ex vero celebret observetque. Diese Dinge, sage ich, hätten die Philosophen lieber untersuchen sollen, statt aufs Geratewohl das unschuldige Schicksal anzuklagen: wenn es auch ein solches geben sollte, so können sie doch keinen Grund anführen, warum es gegen die Menschen so feindselig sein sollte, wie man glaubt. die Ungerechtigkeit des Schicksals lästern und auf ihre Tapferkeit gegen das Schicksal höchst übermütig pochen, nichts weiter als Albernheiten voll un- Darum sind alle die Deklamationen, in denen sie überlegter Leichtfertigkeit.“ [25]) In Wirklichkeit ist es nach Lactanz nicht die böse Fortuna, die der Tugend des Menschen hindernd in den Weg tritt, sondern niemand anders als der Teufel. „Da sie den der Tugend entgegenwirkenden Einfluß dieser bösen Macht fühlten, ihren Namen aber nicht kannten, haben sie sich die inhaltslose Bezeichnung Fortuna ausgedacht; wie weit sie damit aber von der Weisheit entfernt waren, das erklärt Juvenal in den Versen:

nullum numen habes, si sit prudentia: nos te, nos facimus, fortuna, deam caelogue locamus.[26])

Mußte sich in diesem Punkte Sallust, wie wir eben sahen, sachlich eine scharfe Zurechtweisung gefallen lassen, so wird er anderwärts als Kronzeuge angeführt, jedoch wiederum nicht ohne herben Tadel, der diesesmal seiner persönlichen Lebensführung gilt. Lactanz bestimmt das Wesen der Menschennatur als (ein) Kompositum aus Leib und Seele, als sichtbaren Ausdruck der societas caeli atque terrae, also als Mikrokosmos im Makrokosmos. In dieser Verbindung ungleichartiger Bestandteile muß die Seele, da sie Gottes Eigentum ist, die Herrschaft haben, der Leib dagegen, der dem Teufel angehört, muß, weil er aus Erde ist, der Seele untertan sein wie die Erde dem Himmel. „Ist er doch gewissermaßen nur ein Gefäß, dessen sich der vom Himmel stammende Geist hier bedient gleichsam als seines Wohnsitzes in der Zeit. Beider Bestandteile Funktionen sind eben die, daß der vom Himmel und von Gott stammende herrscht, hingegen der von der Erde und vom Teufel dient. Das ist auch dem Taugenichts (hominem nequam) Sallust nicht verborgen geblieben, der sagt: sed nostra omnis vis in animo et corpore sita est: animi imperio, corporis servitio magis utimur. Ganz recht, wenn er so gelebt hätte, wie er da redet. Er frönte nämlich den schimpflichsten Lüsten und entkräftete selbst seine Meinung durch seinen schlechten Lebenswandel.“ [27]) (Fortsetzung folgt.)

[25]) Div. Inst. III. 29, 8—12 (p. 269, 3 sqq.) cf. Vergil. Aen. VIII, 334 u. Sallust. Cat. 8, 1.

[26]) Iuven. X, 365 sq. — Div. Inst. III, 29, 13—17 (p. 269, 21 sqq.)

[27]) Div. Inst. II, 12, 10—14 (p. 157, 5 sqq.) cf. Sallust. Cat. 1, 2. Ueber die Anthropologie des Lactanz siehe A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande I². Leipzig 1889, S. 77, Anm. 2.

Zunftstube

« **La Vie Catholique.** » Nous connaissons assez imparfaitement, en Suisse, l'activité des catholiques français. Nos journaux rapportent de préférence le mal qui se fait chez nos voisins

d'outre Jura, et puis, il faut bien le dire, il n'y avait pas, jusqu'à présent, de feuille destinée **ex professo** à nous tenir au courant des manifestations de la vie catholique en France. Cette feuille, elle existe désormais, et, à la voir chaque jour pousser des racines plus profondes, on peut lui prédire un bel avenir. **La Vie Catholique** — c'est ainsi qu'elle s'intitule — paraît chaque semaine avec 12 ou 16 pages de texte. Elle est abondante et variée comme son objet. « Catholique » veut dire universel ; l'activité catholique d'un grand pays doit mériter cette appellation. **La Vie Catholique** est un miroir fidèle de cette activité. En parcourant les 5 divisions du journal qui la résument chaque semaine (la vie religieuse, la vie littéraire, la vie artistique, la vie scientifique, la vie sociale), on se convainc que la sève du catholicisme n'est point épuisée chez nos voisins. Que nous sommes loin de cette indifférence et de cette léthargie qui est le signe avant-coureur du déclin et de la mort! Ajoutons qu'on peut se fier à la **Vie Catholique,** parce qu'elle ne se contente pas d'indiquer le bien qui se fait, mais aussi le bien qui reste à faire. A la **Vie Catholique** on veut éclairer et non pas jeter de la poudre aux yeux. Enfin disons que cette revue est très bien écrite : les principaux articles sont signés par des maitres.

A tous ceux que la vie catholique en France peut intéresser, à tous les professeurs de français, nous recommandons la lecture de la **Vie Catholique.** Pour le prix de 30 fr. (français! 3, rue Garancière, Paris) ils goûteront, chaque semaine, les pages les plus instructives, et combien réconfortantes.

Chr. Favre.

Bücherecke

Schälchlin, Dr. H., Ueber die Bewußtseinstätigkeit bei der Auffassung von Naturvorgängen. (Heft 943 in Friedrich Mann's Pädagogischem Magazin.) Beyer, Langensalza.

In dieser Arbeit will der Verfasser die Auffassung von Ernst Mach, nach der alles seelische Geschehen auf Empfindungen zurückführbar ist, experimentell nachprüfen. Zu dem Zwecke werden eine Reihe von Versuchen verarbeitet, „die im psychologischen Institut der Universität Zürich, das unter Leitung von Herrn Prof. Dr. G. F. Lipps steht, durchgeführt wurden" (5). Aus ihnen geht hervor, daß „Gefühle und Vorstellungen oder Empfindungen... von einander sich abhebende Besonderungen unseres einheitlichen Bewußtseins" (45) sind, daß also die Elemente der Gefühle durchaus nicht Empfindungen sind, daß beide nicht miteinander identifiziert werden können. Das Gleiche gilt auch vom dritten bearbeiteten Faktor, dem eigenen „Miterleben", der „Veränderung des Lebenszustandes im Sinne eines Strebens" (45); Empfinden, Fühlen und Streben sind also drei deutlich von einander geschiedene, nicht aufeinander zurückführbare Originalgrößen unseres Bewußtseins. Mit Recht wird auch besonders hingewiesen auf die oft zu gering angeschlagene Rolle des dritten Momentes beim wirklichen Erfassen eines Vorganges. Weniger zu begrüßen ist freilich die Verwendung des Ausdruckes „Wollen" für dieses eigene, tätige Miterleben.

P. K. S.

Dr. Johannes M. Verweyen, Religion und Kultur. Leipzig, Quelle & Meyer 1925, 144 S. Mk. 1.60.

Im „Neuen Reich" vom 16. Mai 1925 schreibt Dr. K. Wick (S. 778): „Die letzten 100 Jahre waren von der grundsätzlichen Auffassung eines Gegensatzes von Christentum und Kultur erfüllt." Nicht so die Schrift Verweyens, die das Problem etwas erweitert, indem verschiedene Formen religiösen Lebens in ihrer Stellung zur Kultur im weitesten Wortsinne ins Auge gefaßt werden. Verweyen will für die Religiösen und Irreligiösen schreiben (4). Ein schweres Unterfangen, wie philosophisch, vorsichtig auch der Ton, wie universell auch die Inangriffnahme der Probleme der Religion selbst, der Wissenschaft (1. Kap.), der Moral (2. Kap.), der Kunst (3. Kap.), des sozialen Lebens (4. Kap), der Kirche (5. Kap.) gedacht sein mag. Auf keiner Seite zu verletzen, in scheinbar fraglichen Ansichten beiden Teilen gerecht zu werden, die Idee der Evolution mit jener unverbrüchlicher Dogmen in befriedigenden Zusammenhang zu bringen, den modernsten Richtungen reichlichst gerecht zu werden, niemanden vom Mitspracherecht auszuschließen, das scheinen mir leitende methodische Rücksichten der übrigens gründlichen, aus überaus vielseitiger Gelehrsamkeit erwachsenen religionsphilosophischen Monographie. Wieviel auch gegenwärtig über angrenzende Gebiete geschrieben wird, macht die Untersuchung doch den erfrischenden Eindruck weitgehender Originalität. Trotz der irenischen Tendenz, die anhand einer philosphischen Analyse und oftmaligen Richtigstellung trennender Punkte in den Lebensanschauungen, geschiedene Lager sich näher bringen möchte, geht der Verfasser auf distinktive Lehren ein, die höchste Konsequenzen, letzte Ergebnisse in sich geschlossener Systeme bezeichnen. Originell ist seine Ausdeutung der Uebereinstimmung zwischen Willensfreiheit und göttlichem Vorauswissen in einer Art Harmonia praestabilita, bemerkenswert seine Betonung der Höhe des vollerfaßten christlichen Sittenideals (S. 62), die Hervorhebung der entscheidenden Bedeutung des Gewissensentscheides nach dem hl. Thomas von Aquin (S. 108) usw. Dagegen wird Verweyen in seiner Kritik gelegentlich doch etwas subjektiv und geht besonders in seiner Hochschätzung moderner Wissenschaftserfolge u. E. mehr denn einmal zu weit, so wenn er im Tiere bereits Ansätze zur Sittlichkeit findet (S. 52), oder der Kirche eine durch wissenschaftlichen Fortschritt abgerungene weitgehende Konvenienz zur Revision ihrer Lehren zuschreibt. „Stoff" zum Nachdenken findet sich in dem kleinen Buch in Hülle und Fülle für den kritisch reifen, selbständigen Leser.

Dr. P. C. B. L.

11. Jahrgang | Nr. 5 | 30. Juli 1925

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Römische Klassiker im Spiegel des Lactanz — Henriette Renan — Bücherecke

Römische Klassiker im Spiegel des Lactanz

Von Dr. Paul Keseling, Duderstadt

Im übrigen boten naturgemäß die Geschichtsschreiber dem Apologeten weniger Material für seine Zwecke, umso ergiebigeres aber die römischen Dichter. Sehen wir hier von Lukrez ab, mit dem der Vorkämpfer der christlichen Religion oft genug die Klinge kreuzen mußte, der andrerseits aber in die Polemik gegen die heidnische Gotteswelt als starker Bundesgenosse sich geradezu anbot, lassen wir auch Ennius, Lucilius, Juvenal, Persius, Properz und andere, deren gelegentliche Anführung die staunenswerte Belesenheit unseres Autors erweist, außer Betracht und beschränken wir uns auf die drei Gipfelpunkte des augusteischen Zeitalters, Horaz, Vergil, Ovid, zumal sie ja von jeher ihren festen, angestammten Platz im Kanon der Schulschriftsteller behaupten. Alle altchristlichen Apologeten ergießen mit wahrer Wohllust die Lauge ihres Spottes aus über die heidnischen Götzenbilder und ihre Ohnmacht, übrigens ein willkommenes Erbe aus der jüdischen Polemik und weiterhin aus der Kritik seitens der hellenischen Philosophie.[28]) So auch Lactanz. „Was für eine Würde also können Bilder haben, bei denen es doch in des armseligen Menschen Gewalt lag, daß sie entweder etwas anderes wurden oder überhaupt nicht entstanden. Daher läßt sich bei Horaz Priapus so vernehmen:

olim truncus eram ficulnus, inutile lignum
cum faber incertus scamnum faceretne Priapum,
maluit esse deum. deus inde ego, furum aviumque
maxima formido.

Wer sollte nicht sicher und geborgen sein unter einem so großen Schutzherrn? Die Diebe sind ja so töricht, daß sie sich fürchten vor der Geilheit des Priapus, während die Vögel selbst, die, wie man meint, sich verscheuchen lassen aus Schrecken über die Sichel oder den Phallus, auf den handwerksmäßig hergestellten Bildstöcken, die doch so ganz menschenähnlich sind, sich niederlassen, ihr Nest bauen und sie beschmutzen. Immerhin Flaccus, als Satyrendichter, macht sich lustig über die Einfalt der Menschen, die Beteiligten aber meinen es durchaus ernst.“ Des weiteren wird dann Vergil, der poeta maximus, homo in ceteris prudens, gescholten, weil auch er das Ammenmärchen auftischt von Priap als Schützer vor Dieben und Vögeln.[29])

Lassen schon die eben wiedergegebenen Epitheta ornantia erkennen, wie hoch im übrigen unser Autor den Sänger von Hirtenleben, Ackerbau und Kriegstaten einschätzt, — er steht damit bekanntlich als Glied in einer Kette, die durch die ganzen folgenden christlichen Jahrhunderte nicht abreißt —, so fehlt es auch sonst nicht an ehrenvollen Hinweisen. „Als erster unserer Landsleute“, so heißt es gleich im Anfang, wo das Gottesproblem zur Diskussion steht, „war Maro nicht weit von der Wahrheit entfernt, dessen Worte über den höchsten Gott, den er mens und spiritus nennt, folgendermaßen lauten: principio caelum ac terras camposque liquentis etc. Und damit niemand etwa im Unklaren darüber wäre, wer denn jener Geist sei, der so große Macht habe, erklärte er sich andernwärts so: deum namque ire per omnes terrasque tractusque maris caelumque profundum etc. Auch Ovid bekennt im Eingang seines hochberühmten Werkes ohne jede Verschleierung des Namens, von Gott, den er fabricator mundi, den er verum opifex nennt, sei die Welt aufgerichtet. Wenn Orpheus oder diese unsere Landsleute das, was sie so natürlicherweise fühlten, ständig festgehalten hätten, dann hätten sie die Wahrheit erfaßt und die-

[28]) Vgl. J. Geffeken, Zwei griechische Apologeten. Leipzig 1906.

[29]) Div. Inst. II. 4, 1—4 (p. 107, 22 sqq.) cf. Horat. Sat. I, 8, 1 sqq. und Verg. Georg. IV, 110 sq.

selbe Lehre gehabt, der wir folgen." [30]) Was dann die Bedeutung der einzelnen Gottesgestalten des griechischen und römischen Pantheons anbetrifft, so greift Lactanz mit den allermeisten kirchlichen Schriftstellern die im ausgehenden Altertum weit verbreitete euhemeristische Hypothese auf, der zufolge die Götter ursprünglich Menschen, berühmte Könige und Gesetzgeber, waren, die erst von der dankbaren Nachwelt den Nimbus der Apotheose empfingen. So ist ihm auch Saturn, griechisch Kronos, der Vater des Jupiter bezw. Zeus in der Mythologie, nichts weiter als ein alter König Italiens, der von seinem Sohne vom Throne gestoßen und flüchtig geworden, hier gastfreundlich Aufnahme fand und bald durch seine kulturfördernden Taten zu hohen Ehren kam. Dafür ist ihm zunächst Ovid ein unverdächtiger Zeuge, aber auch — von den Historikern und Archäologen Diodor, Thallus, Nepos, Cassius, Varro abgesehen — Vergil weiß davon, wenn er dem Saturn die Anfänge der Kultur in Italien, die Sammlung der bis dahin auf hohen Bergen zerstreut wohnenden Menschen, und die Gesetzgebung, sowie weiterhin auch die Urheberschaft des Namens Latium, weil er in diesen Landstrichen in sicherer Verborgenheit gelebt hätte, zuschreibt. [31]) „Glaubt jemand, wer vertrieben wurde, floh, sich verbarg, der sei ein Gott? So töricht ist niemand. Wer flieht oder sich verbirgt, der muß doch Gewalttat und Tod fürchten." Außer Orpheus erwähnt auch „unser Maro" die irdische Königsherrschaft des Saturn im sog. goldenen Zeitalter zunächst an zwei Stellen, an denen bezeichnenderweise von einer himmlischen Existenz gar keine Rede ist. Noch klarer aber spricht er sich da aus, wo es heißt:

Aurea condet saecula qui rursus Latio regnata per arva Saturno quodam. [32])

Für die Entstehung des Götterkultes aber aus der Pietät gegen die Altvorderen gibt wiederum Vergil, allerdings unbewußt und ungewollt, ein geradezu klassisches Beispiel her. „Oder kann jemand darüber im Zweifel sein, wie die Kulte der Götter zustande gekommen sind, wenn er bei Maro die Worte des Aeneas liest, der seinen Gefährten befiehlt: nunc pateras libate Jovi precibusque vocate Anchisen genitorem?, dem er nicht nur Unsterblichkeit, sondern auch die Gewalt über die Winde zuschreibt: poscamus ventos etc. Genau dasselbe haben natürlich mit Jupiter die Liber, Pan, Mercur, Apollo gemacht und dann später mit ihnen wieder deren Nachfolger. Dann kamen noch die Dichter und hoben sie in Liedern, die auf Ergötzung abzielten, in den Himmel, wie es die tun, die sogar schlechten Königen in lügnerischen Lobgesängen schmeicheln. Diese Pest nahm ihren Ursprung bei den Griechen usw." [33])

Wenn ferner von heidnischer Seite ins Feld geführt wird, die Künste hätten ihren Erfindern die göttliche Unsterblichkeit eingetragen, wie etwa die Arzneikunst dem Aeskulap, die Schmiedekünste dem Vulkan, so steht dieser Annahme nicht zuletzt das gewichtige Zeugnis des summus poeta entgegen, des Inhalts, daß alle die, die das Leben bereichert haben durch die Erfindung von Künsten, in der Unterwelt sich befinden und daß insbesondere der Urheber der Medizin durch den Blitzstrahl des Göttervaters zu den Wogen des Styx herabgeschleudert wurde. [34])

Mit großem Nachdruck pflegen die Anhänger der heidnischen Religionen auf die Wundertaten ihrer Götter und die Urteilssprüche, die so oft in Erfüllung gegangen, zu pochen. Lactanz und mit ihm die anderen Vorkämpfer des Christentums bestreiten die Tatsächlichkeit vieler solcher Vorkommnisse nicht, sie erkennen ihren übernatürlichen Charakter unumwunden an, führen sie aber auf die Machenschaften der gottfeindlichen Dämonen zurück, die eine gewisse Kenntnis von Gottes verborgenen Absichten als seine ehemaligen Diener ihr eigen nennen und darauf gestützt sich bei den leichtgläubigen Menschen als Urheber der göttlichen Fügungen ausgeben. Bei drohendem Unglück geben sie zu erkennen, sie seien erzürnt, und nennen einen lächerlichen und geringfügigen Grund. So soll Juno auf den römischen Konsul M. Terentius Varro erbost gewesen sein, weil er einen schönen Knaben auf Jupiters Götterwagen gestellt hatte, der die Kriegsbeute festhalten sollte. Das ist der Grund, warum das Römertum bei Cannae fast vernichtet wurde. Dazu bemerkt ironisch unser Apologet: „Wenn Juno einen zweiten Ganymed fürchtete, warum mußte Roms Jugend dafür büßen? Oder wenn die Götter nur für die Feldherren Sorge tragen, sich um die übrige Menge aber nicht kümmern, warum ist Varro, der Uebeltäter, allein entronnen und Paulus, der völlig Schuldlose, gefallen? Wahrhaftig, gar nichts ist damals den Römern widerfahren „durch der ungnädigen Juno Götterwillen" (fatis Junonis iniquae), als Hannibal zwei Heeren des römischen Volkes durch Schlauheit und Tapferkeit den Garaus machte. Denn Juno hätte nicht wagen dürfen, Karthago zu verteidigen, wo ihre Waffen und ihr Wagen sich befand (hic currus fuit etc.), oder den Römern zu schaden, denn sie wußte ja: progeniem sed enim etc. Es handelt

[30]) Div. Inst. I, 5, 11—14 (p. 15, 5 sqq.) cf. Vergil. Aen. VI. 724 sqq.; Georg. IV. 221 sq.; Ovid. Metamorph. I. 57 u. 79.

[31]) Div. Inst. I, 13, 6—9 (p. 5, 7 sqq.) cf. Ovid. Fast. I, 233 sqq. und Verg. Aen. VIII, 321 sqq.

[32]) Div. Inst I, 13, 10—13 (p. 52. 1 sqq.) cf. Verg. Georg II, 538; Aen. VIII, 324 sq. und namentlich VI, 793 sq.

[33]) Div. Inst. I. 15, 12—14 (p. 57, 1 sqq.) cf. Verg. Aen VII, 133 sq. und V, 59 sq.

[34]) Div. Inst. I 18, 21—19, 7 (p. 70, 13 sqq.) cf. Verg. Aen. VI, 663 u. VII, 772 sq.

sich also um ein Gaukelspiel der Dämonen, die sich verstecken unter den Namen toter Menschen und den Lebenden Fallen stellen." [35]) Da erhebt sich der naheliegende Einwand: Warum läßt Gott solches geschehen und warum wirkt er nicht so verderblichem Irrwahn entgegen? Lactanz antwortet: „Damit das Böse mit dem Guten kämpfe, damit Laster den Tugenden gegenüberstehen, damit er die einen strafen, die anderen ehren könne. Am Ende der Zeiten nämlich hat er das Gericht über die Lebenden und Toten bestimmt; darüber werde ich mich im letzten Buche zu verbreiten haben. Er verschiebt also die Sache, bis das Ende der Zeiten kommt, wo er seinen Zorn ausgießt in himmlischer Macht und Gewalt, wie die Propheten es verkündigt haben"; der einstige Rhetor aber kann es sich auch hier nicht versagen, durch ein Vergilwort seinen Gedanken auszusprechen: vatum praedicta piorum terribili monitu horrificant. [36])

Wiederholt schon ist uns im Vorstehenden beiläufig Ovid als Eideshelfer für christliche Anschauungen entgegengetreten; wenn wir jetzt auf einige weitere Anführungen dieses vielseitigen und überaus gewandten römischen Dichters bei Lactanz näher eingehen, so stellen wir unschwer fest, daß sie nur einem umfassenden, liebevollen Studium entspringen können. Auf Vollständigkeit soll natürlich hier ebensowenig wie bei den bisher besprochenen Autoren Anspruch erhoben werden; es kommt nur darauf an, an einigen charakteristischen Proben die Art und Weise kennen zu lernen, wie der christliche Apologet den lockeren heidnischen Poeten seinen Zwecken dienstbar zu machen versteht. Zunächst allerdings sei ein Beispiel herausgehoben, wo der Bestreiter des antiken Pantheons den Dichter der Metamorphosen nur heranzieht, um ihn mitsamt seinen Gesinnungsgenossen ad absurdum zu führen. Lactanz zeigt die unsinnigen Konsequenzen auf, die sich aus der Annahme zweier Geschlechter in der Götterwelt ergeben, und ruft dafür zunächst den Moralphilosophen Seneca zu Hilfe. Dann fährt er fort: „Aber die Verteidiger der Götter mögen sehen, was sie zu folgendem Beweisgang, den wir jetzt vorbringen, zu sagen haben: wenn es zwei Geschlechter bei den Göttern gibt, dann folgt daraus die Tatsache ehelicher Verbindung; wenn sie sich aber verbinden, dann müssen sie notwendig auch Wohnungen haben; denn sie sind doch nicht der Tugend u. Schamhaftigkeit bar, sodaß sie dies gemeinschaftlich oder öffentlich täten, wie wir es bei den vernunftlosen Tieren beobachten. Wenn sie Wohnungen haben, dann ergibt sich, daß sie auch Städte haben, und das bestätigt Naso, der sagt:

plebs habitat diversa locis, a fronte potentes
caelicolae clarique suos posuere penates.

Haben sie Städte, dann müssen sie auch Felder haben. Wer sieht jetzt nicht, was weiter daraus folgt? Daß sie pflügen u. das Land bebauen, was doch nur um des Lebensunterhaltes willen geschieht: Folglich sind sie sterbliche Menschen. Dieser Beweisgang gilt ebenso umgekehrt. Wenn sie nämlich keine Felder haben, dann haben sie auch keine Städte, wenn keine Städte, dann auch keine Wohnungen; wenn es die nicht gibt, dann auch keine eheliche Verbindung, wenn diese bei ihnen fehlt, dann auch das weibliche Geschlecht. Nun sehen wir aber, daß es bei den Göttern auch Weiber gibt. Folglich sind sie keine Götter. Es mag einer diesen Beweisgang entkräften, wenn er es kann. Es ergibt sich ja das eine so aus dem anderen, daß man unbedingt den Schlußsatz zugeben muß." [37]) Da es so den Apologeten darauf ankommt, die angeblichen Götter als bloße Menschen zu erweisen, kann er die allegorisch-physikalische Interpretation der Stoa, der auch Cicero seinen Tribut zollt, nicht anerkennen, wiewohl er andrerseits die Brandmarkung der Volksgötter als commenticii ac ficti dei, die bei dem princeps Romanae philosophiae sich findet, und sein offenes Bekenntnis, er könne leichter sagen was nicht sei, als was sei, mit Genugtuung registriert.

Noch bei einer anderen Gelegenheit, auf die hier nur im Vorübergehen aufmerksam gemacht sei, hat es der Apologet mit Ovid und Cicero als Gegnern zu tun. Ersterer wird jedoch nicht namentlich aufgerufen, sondern es heißt ganz allgemein, man dürfe nicht auf die Dichter hören, die von einem uranfänglichen Chaos erzählen u. dem weltbildenden Gotte nur die Tätigkeit des Sonderns, Ordnens, Ausstattens und Schmückens zuschreiben. Dabei bekommen auch die Philosophen eine wohlverdiente Rüge, die in Verkennung der göttlichen Allmacht eine präexistierende Materie als unentbehrliches Substrat für die Weltbildung postulieren; insbesondere Cicero muß sich, da er die Schöpfung der Urmaterie durch die göttliche Vorsehung als unerweislich (non porbabile) ablehnt, des Selbstwiderspruches zeihen lassen u. erfährt eine eingehende Widerlegung. Besser kommt Seneca weg, omnium Stoicorum acutissimus, der zu der Einsicht gekommen ist, daß die vielberufene Natur, auf die man alles Werden und Entstehen zurückführt, nichts anderes ist als Gott selbst. [39]) Dagegen begrüßt Lactanz den römischen Dichter als

[35]) Div. Inst. II, 16, 14—19 (p. 170, 7 sqq.) cf. Verg. Aen. VIII. 292, u. I, 16, sqq.

[36]) Div. Inst. II, 17, 1—26 (p. 172, 3 sqq.) cf. Verg. Aen. IV. 464 sq.

[37]) Div. Inst. I, 16, 4—15, insbes. 11—15 (p. 61, 18 s q q.) cf. Seneca, mor. philos. frg. 119 und Ovid, Metam. I, 173 sq.

[38]) Div. Inst. I. 17, 1—4 (p. 63, 23 sqq.) cf. Cic de nat. deor. II, 28, 70 und I, 21, 60.

[39]) Div. Inst. II, 8, 8. sqq. cf. Ovid. Metam. I, 7. sq. 21. 32 sq und Cic. de nat. deor. frg. 2.; Seneca frg. 122.

willkommener Bundesgenossen bei der Behandlung des Urstoffproblems. Denn seine These, daß Wärme und Feuchtigkeit die beiden ausschlaggebenden Faktoren bei der Entstehung der Weltdinge sind, findet er schon in der Kosmologie der Metamorphosen klar ausgesprochen. Wärme und Feuchtigkeit, die eine so verschiedenartige und einander entgegengesetzte Natur haben, werden demnach als die beiden Grundstoffe befunden, die Gott wunderbar erdacht hat, um alles ins Leben zu rufen und darin zu erhalten. Denn da Gottes Kraft in der Wärme und im Feuer beschlossen liegt, so hätte, wenn nicht dessen Glut und Macht eine Beimischung von Feuchtigkeit und Kälte gemildert hätte, nichts entstehen noch bestehen können, ohne daß es gleich nach Beginn seiner Existenz durch Verbrennung zugrunde ging, mochte es sein, was es wollte. Daher haben auch gewisse Philosophen und Dichter gesagt, die Welt bestehe durch Harmonie aus Disharmonie, aber den tieferen Grund sahen sie nicht. Heraklit behauptete, alles sei aus Feuer entstanden, Thales aus Wasser. Jeder von ihnen hat etwas Richtiges gesehen, aber geirrt haben sie doch beide; denn wäre eines der beiden Elemente allein dagewesen, so könnte weder Wasser entstehen aus Feuer, noch umgekehrt, Feuer aus Wasser: vielmehr ist es richtiger so, daß aus einer Mischung beider Elemente zugleich alles hervorging. Feuer kann sich zwar mit Wasser nicht vermischen, weil beide Stoffe einander feindlich sind, und wenn sie zusammen geraten, notwendig der vorherrschende den andern vernichten muß, aber ihre Substanzen vertragen eine Mischung: die Substanz des Feuers ist die Wärme, die des Wassers die Feuchtigkeit. Richtig sagt daher Ovid:

quippe ubi temperiem sumpsere umorque calorque,
concipiunt et ab his oriuntur cuncta duobus etc. [40])

Noch bleibt ein Motiv im Weltschöpfungsbericht der Metamorphosen zu besprechen, das von dem „christlichen Klassizisten" mit wahrer Begeisterung wieder und wieder herangezogen wird, weil es ihm geradezu aus der Seele gesprochen ist, ich meine Ovids Darstellung von der Bildung des Menschen und von seinen ihn vor dem Tiere auszeichnenden Vorzügen. Der unerbittliche Bestreiter der Vielgötterei wirft zu Eingang des zweiten Buches, das den Ursprung des Irrtums aufdecken soll, die Kardinalfrage auf: Wie konnten die Menschen den einen Gott, der sich ihrem Denken und Fühlen doch geradezu aufdrängt, den sie selbst in Schwur, Bitte, Dank, in Angst und Not u. Drangsalen aller Art unwillkürlich bekennen, so vergessen und völlig vernachlässigen zu Gunsten der Götzen? Und seine Lösung geht dahin: wir haben es hier zu tun mit den Machenschaften einer verderbten Macht, die der Wahrheit stets feindlich gegenübersteht, die über menschlichen Irrtum sich freut, deren einzige und ständige Aufgabe darin besteht, Finsternis zu verbreiten und den Sinn der Menschen zu verblenden, auf daß sie das Licht nicht sehen, daß sie, kurz gesagt, nicht zum Himmel aufblicken und die Eigenart ihres Körpers beachten. Denn da die sonstigen Lebewesen mit gebeugtem Körper zu Boden schauen, weil sie Vernunft und Weisheit nicht empfangen haben, uns hingegen aufrechte Haltung, erhabenes Antlitz vom Schöpfergott verliehen ist, so ist offensichtlich, daß diese Vielgötterei nicht der menschlichen Vernunft entspringt, weil sie das vom Himmel stammende Wesen niederbeugt zur Verehrung irdischer Dinge. Als nämlich unser Vater, jener einzige und alleinige, den Menschen bildete, d. h. ein mit Verstand und Vernunft begabtes Wesen, da hat er ihn wahrlich aus dem Schlamme erhoben und ihn aufgerichtet zur Betrachtung seines Schöpfers. Das hat ein genialer Dichter aufs trefflichste festgestellt:

pronaque cum spectent animalia cetera terram,
os homini sublime dedit caelumque videre
iussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Daher haben sicherlich die Griechen den Menschen ἄνθρωπος genannt, weil er aufwärts schaut. Folglich geben die ihr eigenes Selbst auf und entsagen dem Namen „Mensch", die nicht nach oben schauen, sondern nach unten, es müßte denn sein, daß nach ihrer Meinung gerade dieser Vorzug der aufrechten Haltung dem Menschen ohne Grund zuteil wurde. Daß wir zum Himmel aufschauen, hat aber Gott ganz sicher nicht ohne Grund gewollt. Sehen doch auch die Vögel und fast alle sonstigen Tiere den Himmel, uns aber ist das ganz besondere Vorrecht gegeben zu dem Himmel in aufrechter und stehender Haltung aufzublicken, damit wir eben dort die Religion suchen, damit wir Gott, dessen Sitz da ist, im Geiste anschauen, da wir es mit den Augen nicht vermögen. Das tut jedoch wahrlich der nicht, der Erz oder Stein, was Erdendinge sind, verehrt." [41]) Auf denselben Gedanken, — frequentissima ea sententia apud Lactentium bemerkt der Herausgeber mit Recht, — kommt der Apologet gegen Schluß des zweiten Buches zurück, wo er seine Kritik des Polytheismus in die 3 Punkte zusammenfaßt: Die Nichtigkeit der Götterverehrung erhelle einmal daraus, daß die Kultbilder Abbildungen toter Menschen seien; es sei aber verkehrt und unangemessen, daß das Bild eines

[40]) Div. Inst. II. 9, 15—20 (p. 144, 18 sqq.) cf. Ovid Metam. I, 430 sqq.

[41]) Div. Inst. II, 1, 5 sqq. bes. 13—17 (p. 96, 7 sqq. bes. 97, 18 sqq.) cf. Ovid Metam. I, 84 sqq. Cf. auch Sallust. Cat. 1, 1; Cic. de legg. I, 9, 26; de nat. deor. II, 56, 140.

Menschen vom Ebenbilde Gottes Verehrung empfange und ferner sei es ein gar nicht wiedergutzumachendes Unrecht, den lebendigen Gott, der nur einer sei, zu verlassen, um den Denkmälern verstorbener Menschen zu dienen, die niemandem Leben und Licht spenden können, weil sie es selbst nicht besitzen; zum zweiten ergebe sich dasselbe, weil die heiligen Bilder selbst nichts als Erde seien und darum ohne Gefühl. Es sei aber Unrecht, daß das aufrechte Wesen sich beuge, um die Erde anzubeten, die wir vielmehr mit den Füßen treten sollen. Denn die aufrechte, gerade Haltung sei uns verliehen, um in uns das Bewußtsein zu erhalten, daß wir zum Erhabenen, Himmlischen berufen seien. Drittens endlich gingen die heidnischen Religionen von verworfenen Geistern aus.[42])

Schließlich entnimmt Lactanz der ovidischen Kosmologie noch eine Bestätigung für eine bedeutsame Angabe des biblischen Schöpfungsberichtes. „Endlich lehrt die heilige Schrift, daß der Mensch das letzte Werk Gottes gewesen und in diese Welt als eine schon vorbereitete und eingerichtete Wohnung eingeführt sei; seinetwegen ist ja alles gemacht. Dasselbe bekennen auch die Dichter. Ovid fügt, als die Welt schon fertig ist und sämtliche Tiere gebildet sind, diese Verse an:

sanctius his animal mentisque capacius altae
etc.

Darum muß man es für ein Unrecht halten, das erforschen zu wollen, was Gott verborgen wissen wollte." Weil nämlich der Mensch, als zeitlich letztes Geschöpf, bei der Bildung des Makrokosmos nicht zugegen war, darum verbietet es sich für ihn, vorwitzige Fragen nach dem Wie, den Hilfsmitteln und Werkzeugen Gottes zu stellen, wie die Epikuräer es mit Vorliebe tun zur Erschütterung des Schöpfungs- und Vorsehungsglaubens. Daß aber Cicero im ersten Buche der Schrift de nat. deor. solchen Stimmen überhaupt Raum gibt, scheint dem überzeugten Herold christlichen Gottesglaubens tadelnswert.[43])

Die im Vorstehenden ausgehobenen Bemerkungen des Lactanz zu mehr oder weniger bekannten Klassikerstellen sollen, wie nochmals eigens hervorgehoben sei, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, nur Kostproben darbieten von der Fülle des Reizvollen und Beachtenswerten, das sich bei den vir omnium in tempore eloquentissimus, wie ihn Hieronymus nennt,[44]), sorgsam aufgespeichert findet und so bequem zu benützen ist. Gewiß nicht alle, auch nicht alle hier angezogenen Gedankengänge des Kirchenschriftstellers, mögen sie rückhaltlose Billigung oder ritzende Kritik oder ein vorsichtig abwägendes Urteil gegenüber dem antiken Autor in sich schließen, können ohne weiteres im Schulunterricht Verwendung finden; ja vom Standpunkte historischer Gerechtigkeit und philosophischer Ehrlichkeit wird man mehr als einmal recht zuversichtlich vorgetragene Behauptungen beziehungsweise kühn gezogene Schlüsse des Apologeten beanstanden müssen,[45]) allein gleichwohl bleibt meines Erachtens genug des Brauchbaren und Bedeutsamen, das dem geistig aufgeschlossenen Schüler nur etwas mundgerecht gemacht zu werden braucht, um ihm ganz neue Durchblicke zu eröffnen, zunächst noch die christliche Gedankenwelt der ersten Jahrhunderte, damit aber indirekt auch auf das klassische Altertum selbst.

[42]) Div. Inst. II, 17, 6 sqq. (p. 173, 4 sqq.) cf. III, 27, 15 sq. (p. 263, 21 sqq).

[43]) Div. Inst. II, 8, 60—65 bes. 63—64 (p. 140, 5 sqq). cf. Ovid. Met. I, 76 sqq. und Cic. de nat. deor. I, 8, 19 sq.

[44]) Hieron. Chron. ad a. 2333 = 317 p. Chr. (p. 230, 12 Helm nach Schanz a. a. O. 434.) Anderwärts heißt es: L. quasi quidam fluvius eloquentiae Tullianae: ep. 58, 10 p. 539, 14 ebd. 436.

[45]) Vgl. H. Eibl, Augustin und die Patristik, München 1923, S. 245.

Henriette Renan

Par le P. Christophe Favre, Stans

Dans son **Enquête aux pays du Levant,** Maurice Barrès nous raconte en termes émus son pèlerinage au tombeau d'Henriette Renan. Il a pu constater qu'après 64 ans (elle est morte le 24 septembre 1861), son souvenir vit encore à Amschit (Syrie) qui abrite ses restes mortels: souvenir un peu mêlé, il est vrai, et qui contraste avec l'image idéalisée que Barrès s'était faite de la sœur de son maître vénéré. Voici son portrait, au physique et au moral, tel qu'il vit dans la mémoire d'une famille considérée d'Amschit: « maigre, d'une taille plus que moyenne, une figure extrêmement intelligente, la bouche sombre, les cheveux grisonnants, très savante et parlant de choses archéologiques. » Et le caractère: « Mlle Renan était acariâtre. C'est juste le mot. Elle se plaignait toujours, ne prenait pas son parti de la nourriture, se trouvait mal du climat, se fâchait contre les domestiques. »

Si Henriette Renan n'avait été que cela, évidemment elle ne nous intéresserait guère ; mais son souvenir est inséparable de celui de son frère, dont elle fut la nymphe Egérie. On voudrait savoir quelle fut au juste l'influence qu'elle a exercée sur lui aux deux ou trois

périodes capitales de sa vie. Malgré l'abondante littérature qui existe déjà sur ce sujet, il y plane encore bien des ombres. A la suite de M. Victor Giraud, essayons de fixer l'état actuel de cette captivante question. [1]

Henriette avait 12 ans de plus que son frère Ernest. Elle était intelligente, énergique, portée à la mélancolie et d'une piété que le milieu breton de Tréguier, sa ville natale, favorisait. La vie religieuse l'attirait. Mais sa famille se débattait dans de graves difficultés financières, et surtout, que serait devenu son jeune frère dont l'éducation allait commencer. Sa destinée prit une autre orientation. « Elle avait rêvé de se consacrer à Dieu ; elle se consacra à son frère », dit joliment M. Giraud.

Nous la trouvons d'abord comme institutrice à Tréguier. De gros déboires l'attendaient. Elle ne fut pas plus heureuse à Paris, comme sous-maîtresse dans une institution de jeunes filles. « Ces horribles débuts » et la nature de son tempérament timide, concentré, scrupuleux, et surtout la transplantation, lui furent fatals. « Elle a subi et vérifié la loi qui veut que, chez presque tous les déracinés bretons, à quelque classe sociale qu'ils appartiennent, à une violente crise de nostalgie désespérée succède une phase d'affranchissement, de révolte même contre les traditions dont a été nourrie leur enfance ». (V. Giraud.) De très grands noms, comme ceux de Chateaubriand, de Lamennais, d'E. Renan, de Félix Le Dantec démontrent le bien fondé de cette observation.

Ce séjour dans la capitale lui fournit l'occasion d'achever ses études. Elle voulait à tout prix conquérir les diplômes qui lui faisaient défaut. Elle arriva à ses fins en étudiant seize heures par jour. Pendant ce temps un travail intense s'opérait dans son âme et cette dernière lutte s'achevait par la perte de la foi. Nous aimerions à suivre les étapes de cette crise chez Henriette, mais nous n'avons pour nous guider, que quelques indications de son frère. D'après celui-ci, Henriette, comme lui-même quelques années plus tard, aurait vu à la lumière des livres, surtout historiques, la caducité de la foi. « Du même coup, écrit-il en parlant des études historiques de sa sœur, ses idées religieuses se modifièrent. Elle vit par l'histoire l'insuffisance de tout dogme particulier ». Il semble bien plutôt que sa foi avait déjà subi de graves atteintes, quand elle essaya de justifier son évolution par des raisons tirées de l'histoire ; elles ne valent pas mieux que les « raisons exégétiques » au contact desquels les croyances religieuses de son frère auraient fait naufrage quelques années après. Le plus vraisemblable est qu'un sourd travail s'opéra en elle dès le jour de son arrivée à Paris. La transplantation, l'influence du nouveau milieu, mille impressions dissolvantes qui lui venaient des personnes et des livres, finirent par la détacher du catholicisme. Un protestantisme libéral ou un vague déisme : voilà à quoi, en fin de compte, se réduisit sa croyance.

Entre temps, son frère Ernest faisait ses études avec beaucoup de succès au petit séminaire de Tréguier. Henriette dont il était la joie et l'orgueil fit circuler le palmarès du petit séminaire dans son entourage parisien. Il arriva jusque sous les yeux de l'abbé Dupanloup, qui dirigeait alors le petit séminaire de Saint-Nicolas du Chardonnet : une bourse fut offerte, qui serait valable « jusqu'à l'âge de 25 ans ». Elle fut acceptée avec empressement, et le 6 septembre 1838, Ernest Renan arrivait à Paris.

Sa foi était intacte; mais bientôt « des troubles » se manifestèrent, dont Henriette semble être responsable. Renan a affirmé le contraire. « Ma sœur, écrit-il, dont les croyances catholiques commençaient à s'ébranler, voyait-déjà avec quelque regret la direction toute cléricale de mon éducation. Mais elle savait le respect que mérite la foi d'un enfant. Jamais elle me dit un mot pour me détourner d'une ligne que je suivais en toute spontanéité ». On peut se demander, avec M. Giraud, si tout cela est bien exact. « Un mot, un geste, un silence, une intonation de voix, une attitude involontaire » ne suffisent-ils pas à trahir une âme, surtout une âme qui aime avec la passion d'Henriette et qui exercera plus tard une action si forte sur son frère?

En 1841, Henriette, pour subvenir plus efficacement aux besoins de sa famille et, en particulier pour éteindre de vieilles dettes contractées par son père, se décida à quitter sa patrie et à accepter, en Pologne, une place de préceptrice dans la famille du Comte André Zamoyski. Elle y fut vivement appréciée. Elle resta 10 ans au château de Clemensow, sur le Bug. Elle eut l'occasion de faire avec ses trois élèves des voyages en Autriche, en Allemagne et en Italie.

La séparation établit entre le frère et la sœur une correspondance très intéressante, bien qu'Henriette surveille fort sa plume. « Je

[1] Voir V. Giraud, Revue des deux Mondes, 1er juillet 1925, p. 132 sqq.

n'ose te rien dire de plus, écrit-elle le 1er juin 1845 ; ma lettre est pleine de restrictions, parce que je suis convaincue que le secret de ma correspondance n'est pas respecté ». Dans les lettres d'Ernest on peut suivre le lent travail de détachement de ses croyances chrétiennes. Ce travail commence avec l'étude de la philosophie et sera fort avancé quand Renan abordera l'étude des langues sémitiques et de l'exégèse. Déjà le 15 septembre 1842 il écrit à Henriette : « J'aime beaucoup, la manière de tes penseurs allemands, quoique un peu sceptiques et panthéistes. Si tu vas jamais à Königsberg, je te charge d'un pèlerinage au tombeau de Kant.» Cette lettre se termine par cette déclaration typique : « Quand même le christianisme ne serait qu'une rêverie, le sacerdoce n'en serait pas moins un type divin ». A quoi Henriette répondra : « Mon Ernest bien-aimé, puisses-tu, en lisant ces lignes, comprendre la joie qu'elle (ta lettre) m'a donnée! » Le reste est à l'avenant : elle encourage son frère de toutes ses forces, à ne rien faire d'irréparable, de ne pas se lier à la légère, à éviter tout engagement qui fixerait irrévocablement son sort.

Renan aborde l'étude de la théologie ; ses doutes et ses perplexités augmentent. Ils ne surprennent pas la vigilante Egérie dont les admonitions se font plus pressantes. Maintenant que la semence qu'elle a déposée dans cette jeune âme commence à produire ses fruits, elle écrit : « J'ai joué en tout ceci le triste rôle d'une Cassandre : j'ai prévu, j'ai prédit la cruelle incertitude qui t'accable ; nul n'a voulu me croire et seule je ne pouvais résister. »

Enfin Ernest devra quitter le séminaire. A cette nouvelle la sœur est dans la joie : « Je rends à Dieu, dit-elle, les plus vives actions de grâces, pour avoir fait naître en toi, pendant qu'il en était temps encore, les pensées qui ont déterminé ta résolution. »

Quand on a parcouru attentivement les lettres qui ont été livrées à la publicité, on donne raison à V. Giraud qui écrit : « Par ses réticences, par ses objections, par ses encouragements, par ses implorations tendres, par son exemple enfin et par toute son attitude morale, bref, par les mille sortilèges d'une diplomatie féminine d'autant plus agissante qu'elle est plus candide elle a mis et entretenu le jeune séminariste dans un état d'esprit de moins en moins favorable à la vocation sacerdotale et à la croyance chrétienne ». «Non pas tout à fait conseillère d'apostasie, dit le P. Longhaye, mais auxiliaire et complice très bénévole. »

Après avoir joué un tel rôle dans le grand tournant de la vie de son frère, on ne sera pas étonné qu'Henriette n'ait pas été étrangère à la composition du livre le plus tristement célèbre de Renan, devenu grand homme. En mai 1860, Napoléon III avait confié à Renan une mission scientifique en Syrie. Henriette l'accompagna. A cette occasion, ils visitèrent ensemble la Palestine. Ce fut, pour la sœur surtout, une source des plus douces émotions. Quand elle aperçut pour la première fois cette terre sacrée, « elle me remercia, dit Renan, et me dit que je lui avais donné le prix de toute sa vie en lui montrant ces lieux. » Rentré à Amschit avec Henriette, que ce voyage avait très éprouvée, le frère commença la rédaction de sa Vie de Jésus. Or ce livre était pour une large part l'œuvre d'Henriette. Et Renan ne s'est pas trompé en le lui dédiant: « Te souviens-tu, a-t-il écrit au frontispice de cette Vie, du sein de Dieu où tu reposes, de ces longues journées de Ghazir, où, seul avec toi, j'écrivais ces pages inspirées par les lieux que nous venions de parcourir? Silencieuse à côté de moi, tu relisais chaque feuille et la recopiais, sitôt écrite, pendant que la mer, les villages, les ravins, les montagnes se déroulaient à nos pieds. Quand l'accablante lumière avait fait place à l'innombrable armée des étoiles, tes questions fines et délicates, tes doutes discrets me ramenaient à l'objet sublime de nos communes pensées. Tu me dis un jour que ce livre-ci tu l'aimerais, d'abord parce qu'il avait été fait avec toi et aussi parce qu'il te plaisait . . . Révèle-moi, ô bon génie . . .»

Hélas! non. Henriette Renan ne fut pas le bon génie que l'on trouve quelquefois sur la route aux moments décisifs de l'existence. Je pense à cette sœur de cet autre Breton dont la lettre arracha des larmes à René et le ramena sur la bonne voie. Henriette aurait pu assumer ce rôle bienfaisant auprès de son frère. Ses riches qualités, son amour pour lui, l'énergie de son caractère lui procuraient l'ascendant nécessaire. On regrette son égarement et que tant de belles qualités n'aient été employées qu'à égarer ensuite davantage un homme qui aurait eu grand besoin d'un guide de pensée et de volonté viriles.

Bücherecke

Dr. Broder Christiansen, Die Kunst des Schreibens. Felsenverlag, Buchenbach/Baden. Zwölf Briefe in Form von brochierten Heften versuchen, den Leser die Kunst des Schreibens zu lehren, die prosaische Stilkunst. Aber das Werk will keine Gelehrtenkunde über den Stil sein, keine ausgetrocknete Stilistik mit ihrer uralten Einteilung und all den Schächtelchen und Schubläbchen voll gelehrter Wörter. Es will auch nicht einzig mit spöttischer Gebärde auf das Unkraut hinweisen, das in den unzähligen Beeten des deutschen Prosafeldes wächst. Damit wüßte man am Ende beim allerbesten Willen nur, was alles man nicht schreiben darf. Broder Christiansen geht praktisch vor. Er will aufbauen. In den zwölf Heften eröffnet er eine Schule. Seine Leser sind die Schüler. (Uebrigens schade, daß so eine Schreibkünstlerschule nirgends wirklich besteht!) Mit Erläuterungen, mit Räten und Winken tritt er an seine Schüler heran. Er läßt sie an Klassikern emporwachsen, gibt ihnen viele schriftliche Aufgaben, die der Leser lösen soll, verlangt selbständige Versuche, Wettbewerbe usw. Die Grundregeln des Stiles, die Treffsicherheit des Urteils, die pulsierende Spannung, die Verdichtung, die Besonderung, das Wecken und Steigern der Gestaltungskräfte sind einige der charakteristischen Kapitel des Buches.

Aber auch, wenn man zu den verlangten schriftlichen Uebungen und der damit bezweckten sprachlichen Ausbildung für sich selber keine Zeit hätte, so fände der Deutschlehrer der Real- und Mittelschulen in ihnen doch eine Fülle von Gedanken und Anregungen für den schriftlichen und mündlichen Unterricht: gangbare neue Wege in das weite Land des Deutschunterrichtes.

Auszusetzen an dem praktischen Buche wäre, daß es mitunter auf Beispiele deutet, deren Inhalt der katholischen Weltanschauung nicht in allem rundweg entspricht. R. M.

D'r Amme vo Wäggis. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von Anton Bucher. Verlag: Eug. Haag, Luzern. — Ein prächtiges Volksstück im besten Sinne des Wortes, lebenswahr und lebenswarm geschrieben im urwüchsigen Weggiser Dialekt und spannend bis zum letzten Momente. Und was ja für die Volksbühne wichtig ist, der Zuschauer kann tatsächlich etwas lernen, das Stück hat auch einen sittlichen Gehalt. „Wer sich von einer Leidenschaft verblenden läßt, der verliert das rechte Augenmaß für Gut und Bös." Die Hauptperson, der Ammann Ruodi Chirsiter, ist gleichsam ein plastischer Beweis dafür. Mit List und Gewalt gelingt es ihm, das Ziel seiner Ehrsucht zu erreichen und Ammann zu werden. Verdächtigung, Bestechung und falsches Zeugnis hätten es beinahe fertiggebracht, seinen Gegner Wälti Suter, unschädlich zu machen, hätte nicht seine Tochter diesen ihren Geliebten auf originelle Art noch vor dem Galgen gerettet. Die Macht des bösen Gewissens kommt trefflich zum Ausdruck, der gewalttätige Ammann hat keine Ruhe mehr, bis er, seiner Untaten überführt, alles offen eingesteht, bereit, jegliche Sühne zu leisten. Wie herrlich bekundet dann aber gerade Wälti seine Feindesliebe, ebenbürtig zu seiner Vaterlandstreue, die sich bewährt in Prüfungen aller Art. Er verdient es darum auch, der unschuldig Verfolgte, selber Ammann zu werden und Fränzi heimführen zu dürfen, die sich seiner würdig zeigt in ihrer Treue und ihrer Kindesliebe zum fehlbaren Vater. Nicht unerwähnt bleiben darf die Heimatliebe, die Liebe zur Scholle, die so schön sich kundgibt bei Kuoni. Alles Vorzüge, die das Stück nur empfehlen können, um so mehr als es bühnentechnisch gar keine außerordentlichen Anforderungen stellt. A. L.

Der Müller von Sempach. Vaterländisches Volksstück mit Gesang, Musik und Reigen von Jos. Bächtiger, Musik von J. B. Hilber. Verlag Eug. Haag, Luzern. — Acht größtenteils recht farbenreiche Bilder führen uns ein in die Verhältnisse von Sempach, „der kleinen Stadt" in den denkwürdigen Tagen von 1386. Sitten und Volksgebräuche werden gezeigt, wovon das Mai-Fest namentlich ansprechend ist, aber auch die Sorgen und Leiden der braven Bürger und Bauern unter dem Drucke der übermütigen Ritterschaft der Umgebung. Treffend gezeichnet ist auch die Wankelmütigkeit und Unbeständigkeit des Volkes, das so leicht sich umstimmen läßt. Die 6. Szene gibt ein packendes Bild von der Not des von den Oesterreichern bedrängten Städtchens. Die Personen, durchwegs gut gezeichnet, werden alle überragt vom Müller, dem Helden des Stückes. Adeliger Abstammung, hat er freiwillig allem Adel entsagt, angeekelt vom losen Treiben der damaligen Ritterschaft, richtiger gesagt Raubritterschaft, und ist ein einfacher Bürger geworden. Er steht beim Volke in Ehren, wird in der kritischen Zeit zum Anführer gewählt; trotz Widerstände hat er das Bündnis mit Luzern zustande gebracht und hält nun tapfer aus in schweren Stunden, bereit, nicht nur Blut und Leben hinzugeben, sondern auch noch das Leben seiner Tochter zu opfern, um dem gegebenen Worte treu zu bleiben. So wird er merklich zu einer prächtigen Heldengestalt. Wenn der Verfasser die einzelnen Akte Bilder nennt, so hat er wohl das Richtige getroffen; es sind ja tatsächlich Volksbilder, die sich namentlich auf der Volksbühne wirkungsvoll darstellen lassen. A. L.

Mit den beiden vorliegenden Stücken hält sich der Verlag Eugen Haag in Luzern voll und ganz an sein Programm, in seinen „Bühnenspielen für Schule und Volk" wirklich gute und leicht aufführbare Stücke zu bieten, die sich durch sittlichen Inhalt, wertvolle Stoffe und Charaktere, durch Lebensernst oder einwandfreien Humor kennzeichnen. Durch den geschichtlichen Hintergrund des Sempacher- und Morgarten-Krieges ist die schweizerische Eigenart vorzüglich gewahrt, das Interesse geweckt.

11. Jahrgang Nr. 6 21. September 1925

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Horaz in der deutschen Literatur — Das antike Humanitätsideal — Zunftstube — Bücherecke.

Horaz in der deutschen Literatur

Von Dr. Paul Keseling, Duderstadt

Der Kampf um den Wert der klassisch-humanistischen Bildung tobt heute erbitterter denn je, und wenn nicht alle Zeichen trügen, rückt die Schicksalsstunde des alten Gymnasiums näher und näher. Da heißt es für jeden überzeugten Anhänger der bewährten Schulform, für jeden Freund des unveräußerlichen Erbes der Antike, immer wieder auf den gewaltigen, bestimmenden Einschlag mit Nachdruck hinweisen, den das stolze Gewebe unserer modernen Literaturen aus dem Schrifttum der alten Griechen und Römer empfangen hat. Neben Homer ist wohl unstreitig Horaz derjenige, der am nachhaltigsten alle vaterländischen Literaturen, nicht zuletzt auch die deutsche in seinen Bann gezogen hat. Ein kurzer Rundgang durch das deutsche Schrifttum möge uns das veranschaulichen. Als feinsinniger und kundiger Cicerone stellt sich uns Ed. Stemplinger in seinem reichhaltigen Buche „Das Fortleben der Horazschen Lyrik seit der Renaissance" (Lpz. 1906) zur Verfügung, der das in den ältern einschlägigen Werken von Cholevius „Die Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" (Lpz. 1854—56) und Schnerdt „Die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz" (Königsberg 1882) aufgespeicherte Material vielerorts ergänzt und in neue Beleuchtung rückt. Daneben ist natürlich ein vergleichender Blick in die bekannten Literaturgeschichten von Vilmar, Scherer, Engel, Riese, Vogt-Koch, Binger, Salzer und Baumgartner nur von Nutzen. Bereits in der Ecbasis captivi, dem bekannten mittelalterlichen Tierepos und Vorläufer des „Reinecke Voß" (10. Jahrh.), finden sich zahllose Entlehnungen, wie überhaupt aus den christlichen und heidnischen Dichtern der Vorzeit, so besonders aus den Sermonen des Horaz; ohne Frage wollte der Autor damit seine gelehrte Bildung und klassische Belesenheit ad oculos demonstrieren. Aber der eigentliche Siegeszug des Sängers von Tibur durch die Weltliteratur hebt doch erst mit der Renaissance an. Johann Fischart, der Satiriker, ist der erste deutsche Dichter, der ein Gedicht Horazens — es ist die berühmte zweite Epode — Beatus ille — im ganzen nachbildet (1580), und der Schwabe G. R. Weckherlin faßte Horazsche Motive in deutsche Reime wie kein anderer vor ihm.

Während beide jedoch zunächst sich darauf beschränkten, einzelne Dichtungen des Venusiners zu paraphrasieren, gebührt Martin Opitz das unbestreitbare Verdienst, den römischen Lyriker überhaupt der emporstrebenden deutschen Literatur erschlossen und seine Gedanken den weitesten Kreisen der Deutschen zugänglich gemacht zu haben. Wie er hierbei auf den Schultern der „Plejade" steht, jenes gefeierten Dichter-Siebengestirns, von dem der französische Klassizismus seinen Ausgang nimmt, — du Bellay († 1560) und Rousard († 1585) sind die leuchtendsten Sterne — so fußen auf Opitz wiederum in der Horaznachahmung Fleming und Simon Dach, die Hauptvertreter der sogen. ersten schlesischen Schule. Auch die ersten deutschen Horazübersetzungen von A. G. Bucholtz (1639), Joh. Bohemus (1653) und J. Fl. Weidner (1690) sind aus Opitzens Schule hervorgegangen.

Ueber diese ganze erste Periode des Einströmens Horazischer Gedanken und Motive in die deutsche Literatur, der auch noch der brandenburgische „Hofpoet" Canitz als Nachtreter des Franzosen Boileau beizuzählen ist, fällt Stemplinger das harte, aber sicher nicht ungerechte Verdikt: „Von einer Vertiefung, einer Durchdringung der horazischen Gedanken ist kaum die Rede; in der Hauptsache wird Horaz wie die andern antiken Vorbilder nur zum Zierat der eigenen Poesie benutzt, zum Zeugen der persönlichen Gelehrsamkeit."

Ein ganz anderes Bild bietet demgegenüber das 18. Jahrhundert; von ihm entwirft derselbe berufene Beurteiler folgende allgemeine Charakteri-

stik: „Die Horazische Poesie wurde zu einem Gemeingut der Nationaldichtungen und rankte mit der Zeit nicht mehr wie ein überflüssiges oder überwucherndes Schlingkraut am Baume der heimischen Literatur empor, sondern versprach, als Edelreis ihr eingepfropft, bei vermischten Säften edlere Früchte zu reifen" (S. 14). Nachdem in Frankreich Boileau (1636—1711) Horazens Satiren und Episteln nicht ohne Geschick nachgebildet und der Ars poetica des Meisters seine Art poétique an die Seite gestellt, J. B. Rousseau (1670—1741) in der Odenpoesie den Venusiner sich zum Vorbild erkoren hatte, ja sich ungescheut als disciple d'Horace bekannte, seitdem in England namentlich Männer wie Milton (1608—1674) und Pope (1688—1744) Horaz auf den Schild erhoben hatten, war die literarische Geltung des Sängers von Tibur zum unantastbaren Dogma geworden. Gottsched (1700 bis 1766) und die Schweizer mühen sich in erbittertem Ringen um eine scharfe Begriffsbestimmung von Wesen und Aufgabe der Dichtkunst — Horaz mit seiner Ars poetica bleibt so sehr die unbestrittene, unangreifbare letzte und höchste Instanz, daß Gottsched einfach seinem maßgebenden „Versuche einer kritischen Dichtkunst" (1730) die Literaturepistel des Römers in deutscher Uebertragung als Einleitung vorausschickt. Der Leipziger Literatur-Diktator ist es auch, aus dessen Kreise und Schule Horaz-Nachdichtungen wie die von Triller und Uebersetzungen wie die von Röders (1741), Bröstedt (1745) und Solms (1756 bis 60) hervorgehen. Ein Friedrich der Große, der Sänger auf dem preußischen Königsthrone, schult sich an horazischen Mustern, sodaß er nach dem kompetenten Urteile Scherers (S. 417 f.) „als Dichter am meisten mit Horaz verwandt ist"; wenn nächstdem demselben Literarhistoriker zufolge unter den deutschen Hagedorn zu vergleichen ist, so braucht das nicht Wunder zu nehmen. Denn während bis dahin Winckelmanns Wort sich hundertfach bestätigt hatte, daß man Horaz im Gedächtnis haben, loben und bewundern können, ohne jedoch weder die Kunst, noch die Natur, die in seinen Gedichten herrschen zu sehen und zu fühlen (bei Schwerdt S. 14), ist Hagedorn (1708—1754), „der Schöpfer der anakreontisch-horazischen Poesie der Grazien" (Vilmar), der den alten Römer anzusprechen liebte als „mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter", derjenige gewesen, der zuerst ganz und gar sich in die Psyche des antiken Lebenskünstlers einzufühlen und mit horazischem Geiste sich zu inspirieren vermochte. Schwerdt (S. 14) tut dem Bannerträger der deutschen Anakreontik doch wohl Unrecht, wenn er sein Verhältnis zu Horaz nur als musterliches gelten lassen will und von Horazischem Geiste in seinen Dichtungen nichts zu spüren vorgibt. Es muß eher bei dem anerkennenden Urteile Vilmars (S. 332) sein Bewenden haben: „Seine Poesie ist die erste gute Frucht, welche die zwei Jahrhunderte lang nur schädlich, oft geradezu giftig auf unsere deutsche Poesie einwirkende klassische Philologie getragen hat." Horaz ist der Genius dieser ganzen Generation, sein Ansehen steht im Zenith. „In Horaz," sagt Biese (I, 496) mit Recht, „sah die ganze Zeit die schönste Verwirklichung ihrer künstlerischen Ideale . . . Alles das machte den Römer zum Lieblingsdichter der Zeit. Es gab kein größeres Lob für irgend einen Dichter dieses Kreises, als wenn man ihn den „Horaz seiner Tage" nannte.

Neben und nächst Hagedorn sind es naturgemäß die sog. „Anakreontiker", die mehr oder weniger eng zur Horazgemeinde gehören. Uz, der Begründer der philosophischen Ode in der deutschen Poesie, verehrt in dem Venusiner seinen Lehrmeister und ständigen Begleiter und ist der Vater einer sämtliche Werke umfassenden Horazübersetzung. Gleim gibt 1767 „Oden nach dem Horaz" bezeichnenderweise heraus und möchte in den „Preußischen Kriegsliedern" gern als „deutscher Horaz" gelten. Auch Götz kann eine gewisse Horazische Stimmung und Geistesverwandtschaft nicht verleugnen. Zu nennen wäre ferner der Sänger des „Frühlings", Erw. v. Kleist († 1759), Gerstenberg, ferner die sog. „Bremer Beiträger" und unter ihnen namentlich Giseke und Joh. Ad. Schlegel, auch Ebert und Joh. Elias Schlegel, ferner Chr. Fel. Weiße mit seinem nicht übel gelungenen Versuche, Horaz in deutsche Reimverse zu fassen, und Cronegk, das Freundespaar Pyra und Lange, von welch' letzterem neben „Horazischen Oden" die erste reimlose poetische Horazverdeutschung (1752) herrührt, die als solche nicht ohne Verdienst ist, wenngleich sie Lessings schärfste Kritik mit Grund herausforderte.

Einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Poesie, besonders was ihre Befruchtung durch die Antike angeht, bezeichnet Klopstock. Er hat auch Horaz als Vorbild in seinen Oden sich nutzbar gemacht, wie Schnerdt das im einzelnen nachweist, ja Horaz war unter den Lyrikern sein Liebling und Ideal. Vor allem aber ist es seine ureigenste Tat, daß er mit kongenialer Meisterschaft die klassischen, zumal die horazischen Metra handhabte und recht eigentlich für die deutsche Dichtung eroberte. Damit waren auch der Horazübersetzung und Nachdichtung die Wege gewiesen. So konnte Ramler († 1798), der von Gleim und Serring auf Horaz verwiesen, in den Oden des Venusiners sein unerreichtes Vorbild sah und sich ganz als „deutschen Horaz" im Verhältnis zu Friedrich d. Gr., als seinem Augustus", fühlte, zuerst das „alte Problem lösen, Horazische Oden in ihrem eigenen Metrum zu übersetzen" (Cholain). Das geschah am besten

in der Auswahl von 1769, weniger gewandt in der 1800 posthum herausgekommenen Gesamtübersetzung der Oden. Einen weiteren Fortschritt in dieser Richtung bezeichnet Voß mit seiner Horazverdeutschung (1806), zu der ihn tiefgründiges Horazstudium und ehrliche Horazbegeisterung aufs trefflichste vorbereitet hatten und hervorragende metrische Gewandtheit wie keinen zweiten befähigte. Bei andern Mitgliedern des Göttinger Hainbundes tritt vielfach die unverhohlene Neigung hervor, gewisse Horazoden zu parodieren und travestieren, so bei Hölty, Joh. M. Miller, weiter auch bei Joh. B. Michaelis, Thümmel, Fr. Kind, Blumauer, Ratschky, Alringer. Auch Stolberg und Boie wandeln mehrfach in den Spuren des Römers, die Halberstädter v. Göckingk, Schmidt, Tiedge gehören zu seinen Nachahmern.

Treten wir nunmehr an die Klassiker unserer Literatur heran, so legen bei Wieland ebensowohl seine formgewandte und kongeniale Uebertragung, besser Umdichtung der Episteln und Satiren des römischen Meisters (1782 und 86) als die zahlreichen Anklänge in den eigenen Dichtungen beredtes Zeugnis ab von intensiver Beschäftigung mit Horaz. Lessing widmet dem Sänger von Tibur ein Sinngedicht „An Horaz" (1751), nimmt ihn in den „Rettungen des Horaz" (1755), dem bedeutendsten Prosa-Denkmal seiner ersten Periode, gegen die Anwürfe der Wollust, Feigheit und Gottlosigkeit in Schutz, tritt jedoch im übrigen der vorherrschenden sklavischen Imitationsmanie mit Nachdruck und Erfolg entgegen. Herder erprobt seine Sprachgewandtheit an einer Uebersetzung Horazischer Gedichte in dem Originalmetrum und sucht dem alten Lyriker in den „Kritischen Wäldern" (1769) mit dem ihm eigenen feinen ästhetischen Takt gerecht zu werden. Horazische Versmaße macht er sich gern zu eigen. Schiller gilt Horaz in der großen Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Dichtung" (1795) als „der wahre Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart"; Goethe allerdings spricht ihm „alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden" ab. Trotzdem begegnen sich bei den beiden Dichterfürsten manche Anklänge an den alten Venusiner. Natürlich handelt es sich da nicht mehr um direkte und bewußte Nachahmung, es ist, wie Stemplinger (S. 19) treffend sagt, „schon die engste Verschwisterung der Antike mit dem deutschen Geiste eingetreten."

Wir haben damit den unaufhaltsamen Siegeslauf des Horaz durch die deutsche Literatur bis zur Wende des 19. Jahrhunderts von Station zu Station verfolgt. Was im besondern die Odenpoesi angeht, so gelten die Carmina des Römers seit den Tagen der Plejade und des J. B. Rousseau in Frankreich, seit Dryden und Pope in England, seit Klopstock und Ramler in der deutschen Literatur als unerreichtes Vorbild und unantastbares Ideal als Canon des guten Geschmacks. In seine Schule gehen alle Odendichter ohne Ausnahme. Ja noch mehr! Vom 18. Jahrhundert an gehört Horazkenntnis und Belesenheit zu dem unentbehrlichsten Requisit höherer Geistesbildung, wird als ein untrügliches Kennzeichen edler Kultur gewertet. So zehren selbst Staatsmänner, wie der gewaltige Engländer W. Pitt, von horazischem Kapital; die Greuelzeit der französischen Revolution 1793 weiß er nicht treffender zu brandmarken als mit den düstern Schlußversen der letzten Römerode (III, 6, 46 bis 49, u. eine Strophe aus IV, 4 (V. 57—60) muß ihm 1787 in drangsalvoller Schicksalsstunde die Unterlage abgeben für den berühmten Vergleich des englischen mit dem römischen Volke.

In anderer Weise wiederum weiß der patriotische Stadtpfarrer von Ulm, Ludwig Neuffer (1760—1839), des alten Venusiners Römeroden zu nutzen; ihre machtvollen, wuchtigen Klänge hallen wieder in den politischen Liedern, die gegen den welschen Eroberer voll heiligen Zornes sich wenden und dem mit den Freiheitskriegen aufziehenden Morgenrot einer bessern Zeit begeistert zujubeln.

Leidenschaftsloser, man möchte sagen rein akademisch, ist dagegen die Horaznachahmung eines Zeitgenossen und Landsmanns Neuffers, ich meine den Tübinger Philologen Carl Joh. Conz (1762—1827), der nicht ungeschickt die musa pedestris des Römers in den Episteln sich zum Vorbild genommen hat. Nur im Vorbeigehen seien Namen wie Mahlmann (1771—1826), Matthison (1761—1871), auch Salis-Seewis (1762—1834) und Hölderlin (1770—1843) genannt, die samt und sonders bei Gelegenheit, bewußt oder unbewußt, dem alten Horaz ihren Tribut zollen.

Im großen und ganzen allerdings läßt sich nicht verkennen, daß im 19. Jahrhundert, dessen Schwelle wir ja in unserm Rundgang bereits überschritten haben, die Sonne der Horazverehrung nicht mehr im Kulminationspunkt sich hält. Seit Goethe hat sich doch wohl, leise und unmerklich, eine Wandlung des Geschmackes vorbereitet, und der Neuhumanismus tat das Seinige dazu, die Aufmerksamkeit der klassisch orientierten und interessierten literarischen Welt von den römischen Epigonen hinweg auf die hellenischen Urbilder zu lenken. Daß zudem die eigentliche Romantik kein inneres Verhältnis dem Klassiker des metrischen Formengewandes gegenüber gewinnen kann, darf nicht Wunder nehmen — von A. W. Schlegel natürlich abgesehen. Und so ist es ein Renegat der romantischen Bewegung, A. Graf von Platen (1796—1835), der als Odendichter vom Fleisch und Blut des Horaz das seit Klopstock und Ramler verwaiste Panier wieder aufgreift. Nicht zu Unrecht sagt Salzer (S. 1625) in kurzer Synkrisis des anti-

ken Meisters und seines genialen Adepten: „Der Sohn des römischen Freigelassenen und der deutsche Graf gehörten derselben Dichterfamilie an." Ein rein akzidenteller Unterschied bestehe insofern, als über Horaz das Urteil heute feststehe, Platons Bedeutung jedoch noch immer umstritten sei. So prangt denn auch auf dem Grabmonument des deutschen Dichters fern im Süden die stolze Aufschrift: Germaniae Horatio, ein Ehrentitel, wie er im 18. Jahrhundert für einen Gleim, Ramler u. ihre Zeitgenossen das höchste Ziel der Sehnsucht war, weil er die Anerkennung höchster Vollendung in sich schloß. „Horaz und Klopstock" als Titel einer seiner Odem bedeutet ein dichterisches Programm; Horaz und Klopstock sind ja die Vorbilder, denen der Formgewandte, Vielbelesene am allermeisten sich zu Danke verpflichtet fühlt, wie das eine Parabase des „Oedipus" rückhaltlos verkündet.

An Platos Odendichtung aber rankte sich die Kunst Emanuel Geibels (1815—1883) empor, und so ging auch Geibel in die Schule der Alten und schuf in seinem „klassischen Liederbuch" (1875) Nachbildungen der antiken Lyrik, nicht zuletzt nach der horazischen, wie sie seitdem, im Ganzen genommen, keinem Deutschen mehr gelangen. Um Namen wie Rückert (1788—1866), Hamerling (1830—1888), Hertz (1835—1912), welch letzterer bereits in das 20. Säkulum hinüberreicht, im Vorbeigehen nicht unerwähnt zu lassen, sei zu guterletzt noch auf Bodenstedt (1812—1892) hingewiesen, dessen „behagliches Epikureertum in seiner ganzen Art und in seinen einschneidenden Formen insbesondere an Horaz gemahnt", um Salzers treffende Charakteristik zu eigen zu machen (S. 1824).

Auf metrischem Gebiete zieht der von Horaz und seinen Vorbildern ausgehende Einfluß auch im 19. Jahrhundert und noch immer die allerweitesten Kreise: von den Genannten abgesehen, haben Minckwitz, Wessenberg sogar im Kirchenlied, Gottschall, Eckstein, Schönfeld, Leuthold, Lenau, Koprisch, Strachwitz die lyrischen Versmaße der Alten mit mehr oder minder großem Geschick gehandhabt (Stemplinger S. 20).

Ja selbst der Mann von Blut und Eisen, der erste Kanzler des neuen deutschen Kaiserreiches und Schmied der deutschen Einheit, Bismarck, erweist dem Genius des Sängers von Tibur seine Reverenz, wenn er geistvoll das aes triplex von Hor. Od. I, 3 auf Windthorsts, seines großen Antagonisten, politische Gesinnung anwendet, „der durch das dreifache Erz des Welfen, des Führers im Kulturkampf, und seiner fortschrittlichen Sympathien gepanzert sei" (Reden XV, 194), oder wenn er mit Anspielung auf das sectis unguibus von Hor. Od. I, 6 sagt, er habe sich einstmals nur mit stumpfen Nägeln gewehrt (XV, 168). Fürwahr es ist nicht zuviel gesagt, was Stemplinger zusammenfassend feststellt: „Horaz ist den Modernen in Fleisch und Blut übergegangen." Ist dem aber so, dann dürfte auch eine Schlußfolgerung nicht allzuweit abliegen: eine Bildung und Kultur, die sich auf ihre Grundlagen besinnt und ihre Bedingtheit und Abhängigkeit stets dankbar sich bewußt bleibt, darf das Erbe der Alten nicht achtlos an die Seite schieben, sondern muß bei aller Wahrung ihrer Selbständigkeit und bodenständigen Eigenart die bleibenden Werte der Antike ihren Kindern immer von neuem zu klarem Bewußtsein bringen, trotzdem oder besser gerade weil ein realistisch-materialistischer Zeitgeist sich der drückenden Dankesschuld einer längst versunkenen Geschichtsepoche gegenüber am liebsten ganz entschlagen möchte.

Das antike Humanitätsideal

Von Dr. P. Rupert Hänni O.S.B., Sarnen

Die Angriffe, die immer wieder gegen das humanistische Gymnasium gerichtet werden, haben zum größten Teil ihren Grund darin, daß man eine durchaus unrichtige Vorstellung von der antiken Humanität und ihrer Verwertung in der Schule hat. Noch heute gibt es solche, die meinen, die Lehrer des Griechischen und Lateinischen sähen, wie zu Zeit Winckelmanns und des Neuhumanismus in der Antike ein Ideal von absolut normativer Kraft, und wollten den jungen Menschen aus dem Ideenkreis der Gegenwart in den Bann der Antike treiben, ihn zu einem Griechen oder Römer machen. Das ist grundfalsch. Die Antike ist für den Gebildeten von heute nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur möglichst allseitigen Bildung des Geistes, das vorzüglichste kultur-pädagogische Werkzeug zur Förderung des seiner Nation angehörigen Menschen, oder, wie sich noch unlängst Dr. Jos. Köhm[1]) ausgedrückt, die Antike „ist nur das Samenkorn, das in jedem neuen Jahrhundert immer wieder neue eigenartige Frucht bringt, sie ist der Sauerteig, der in die Masse der Gegenwartsfragen immer von neuem Gärung und Leben erregt, sie ist das gemeinsame Fundament der Einheit der europäischen Kultur, auf dem jedes Volk und jedes Geschlecht nach seiner Art und nach seinem Bedürfnis weiterbaut". Das Gymnasium verteidigt also nicht das Gewordene als Gewordenes, sondern als Grundlage des Werdenden.

Was ist Humanität? Humanität im Sinne der

[1]) Die Ewigkeitswerte des klassischen Altertums (Vortrag). Leipzig, O. R. Reisland, S. 7.

Alten ist ernsthafte Selbstbesinnung auf seine ganze innere Persönlichkeit, auf alle vom Schöpfer in die vernünftige Kreatur hineingelegten guten Anlagen und Fähigkeiten, ist „entschiedener Wille entsprechend der Bestimmung der höchsten Gattung von Erdengeschöpfen ein voller ganzer Mensch zu sein", Humanität ist mit einem Worte Pflege eines echten edlen Menschentums. Die Grundgesinnung der antiken Humanität drückt am besten der Menandrische Vers aus: „Du bist ein Mensch, nun sei es und vergiß es nie"; bis zu einem gewissen Grade auch das Wort des Terenz: „Homo sum, humani nil a me alienum puto — Mensch bin ich und achte nichts was menschlich ist mir fremd". Wie weit die antike Humanität ihren begrifflichen Umfang ausdehnt, zeigt am besten die von den Römern dem Worte humanitas sukzessiv beigelegte Bedeutung und Auffassung.

Das Wort humanitas, das Cicero geprägt hat, war den Alten zunächst im Sinne von Menschenfreundlichkeit geläufig, bedeutete freundschaftliches Wesen im Verkehr mit andern in den verschiedensten Lagen des Lebens. Doch bald erweiterte sich der Begriff, indem man nicht bloß auf die Freundlichkeit, sondern noch mehr auf die Vernünftigkeit des menschlichen Wesens Bezug nahm. So sagt Cicero de re publica I, 28: Nur die seien in Wirklichkeit und nicht bloß dem Namen nach Menschen, welche die dem Menschenwesen eigentümlichen (geistigen, entwicklungsfähigen) Eigenschaften in sich ausgebildet hätten, ja, humanitas bekam geradezu die Bedeutung „menschliche Natur", im Gegensatz zur tierischen. Insbesondere tritt bei der Erweiterung des Umfanges des Begriffes Humanität als ferneres Merkmal das Moment der geistigen Ausbildung, der Ausbildung der intellektuellen Anlagen der Menschennatur deutlich in den Vordergrund. Humanität in dieser weitern Fassung ist, nach Schneidwin[2]), „der Sinn für geistige Interessen, wie er einem rechten Menschen, der eben darauf von Natur in seinem auszeichnenden Gattungscharakter angelegt ist, zukommt und die aus der Bewährung dieses Sinnes hervorgehende Bildung, die nicht Mittel zu einem außer ihr liegenden Zweck, sondern sich selbst Zweck ist." Aber auch damit ist der Begriff der antiken Humanität nicht erschöpft, es müssen dazu noch alle Zweige des geistigen Lebens, welche die menschliche Natur aus sich heraustreibt, gerechnet werden; die Sprache, die Zivilisation, das Recht, der Geselligkeitstrieb, kurz alles Hohe und Vortreffliche, was die Gottheit mit dem Menschen im Sinne gehabt hat. Daß dabei auch der Gedanke an unser intellektuelle Schwäche dem Humanitätsbewußtsein nicht fremd ist, geht aus dem geflügelten Wort hervor: „errare humanum est", und dem Ausspruch Ciceros: „cuiusvis hominis est errare."

Diese Anlage des Menschenwesens, auf die das höchste Interesse des Altertums sich richtete, um eine Norm für das Menschenleben zu gewinnen, bleibt sich ewig gleich. Etwas Besseres als Menschen, Menschen im Vollsinn des Wortes, können die zukünftigen Geschlechter auch nicht sein; von der Herausarbeitung eines möglichst vollkommenen Menschentypus — wir haben hier selbstverständlich den rein natürlichen Menschen im Auge — entheben sie auch die glänzendsten Erfindungen ihres Genius und die größten Leistungen der Kultur nicht. Darum kann die Beschäftigung mit der Antike in diesem Sinne und die Versenkung in das von ihr aufgestellte Humanitätsideal nie veralten. „Wer da glaubt", bemerkt Scheidewin[3]), „daß das Altertum gänzlich überholt, allmählich in ewige Vergessenheit sinken könne, der vergißt, daß auch alle Zeitalter mit noch so modifiziertem Inhalte immer nur Speziallfälle des Menschlichen sein können und daß die Grundzüge des Menschlichen eben aus der jugendlichen Einfachheit des Altertums unauslöslich ausgemeißelt hervorleuchten. Die Zeitalter haben ihr Eigenartiges, das ist wahr, und wer besonders dafür Interesse hat, wie das bei vielen Modernen der Fall ist, dem kann die Menschheit in den Zeitaltern wie ausgetauscht vorkommen, aber neben und unter allen Verschiedenheiten bleibt doch immer das unverlierbare, gleichartige Menschliche bestehen, und aus diesen laufen Fäden zum klassischen Altertum hin, die keine Monomanie für das Moderne zerschneiden wird."

Aus dem Gesagten dürfte der Inhalt des Begriffes Humanität im Sinne der Alten klar sein. Beachtenswert ist der Umstand, daß der Humanitätsgedanke in den hier bezeichneten Umrissen erst bei den Römern und zwar in den höhern Gesellschaftskreisen zu einem bewußten Prinzip gemacht worden ist. Dem Inhalte nach ist er allerdings eine Offenbarung des griechischen Geistes, nur trat er hier unter keinem so bewußten Wahlspruch hervor, sondern war die instinktive Emanation hellenischen Wesens. Die Griechen haben auf Grund ihrer „nationalen Mitgift" eine am ehesten im Vergleich zu den andern Völkerschaften „normal zu nennende menschliche Veranlagung" gezeigt und ausgelegt. Auf Hellas Boden bewegte sich ein Volk, das in seinem ganzen Charakter eine glückliche Mischung von Verstand, Phantasie, idealem Schwung und praktischer Geschicklichkeit an den Tag legte. Die Griechen waren gewissermassen Persönlichkeiten aus einem Guß, sie hatten soweit der natürliche Mensch in Betracht kommt, etwas Vorbild-

[2]) Die antike Humanität. Berlin, Weidmann, 1897. S. 37. Vgl. zu unsern Ausführungen. S. 30 bis 46.

[3]) A. a. O. S. 493.

liches an sich. Weniger war dies ursprünglich beim Römer der Fall. Die drei Grundkräfte, aus denen sich die Persönlichkeit zusammensetzt: Intelligenz, Energie und Phantasie, wiesen keine gleichmäßige Mischung auf. Der griechische harmonische Dreiklang ging bei ihnen gewißermaßen über in eine scharf hervortretende Dominante mit zwei schüchtern mitschwingenden Nebentönen. Die mittlere der drei Seelenkräfte, die Willenstärke, war beim Römer in hohem Maße entwickelt. Das Römertum ist die Verkörperung der Energie, jenes Vermögens, durch das der Mensch auf sich selbst und die ihn umgebende Welt einwirkt. Diese Energie äußerte sich vorab in der Tatkraft im Handeln. Der ursprüngliche römische Charakter war durchaus praktisch veranlagt. Kraft dieser Anlage stand denn auch der Staatsgedanke und nicht der Menschheitsgedanke im Mittelpunkt aller Bestrebungen. Krieg, bürgerliche Verfassung und Recht waren die Lebenssphäre, in denen die Lebenstätigkeit der alten Römer aufging. So blieb es bis zu den Zeiten der punischen Kriege. Dann kamen die Römer in immer engere Verbindung mit der ihnen stammverwandten indogermanischen Schwesternation, den Griechen, und aus hundert Rinnsalen floß bald griechischer Geist und griechische Bildung nach Rom hinüber. Auch die Griechen waren ein hochpolitisches Volk gewesen, aber der Staatsgedanke hatte nicht alle ihre Kraft absorbiert. Ein geregeltes und blühendes Staatswesen bot ihnen nur den nötigen Untergrund zu freierer und sicherer Betätigung ihrer übrigen Geistesfähigkeiten, kraft deren sie auf den verschiedensten Gebieten des Wissens mustergiltige Werke in reicher Fülle hervorgebracht haben. Der griechische Idealismus beschämte den reinen Praktizismus des Römers. Der lange Kontakt hatte zur Folge, daß das Volk am Tiber zu geistiger Freiheit erwachte und nicht mehr im alten stockrömischen Wesen den ganzen Umfang seiner Persönlichkeit vollendet sehen wollte. Die römische Seele fing an sich auszuweiten. Durch den kräftigen Einschlag griechischen Geisteslebens in das Grundgewebe des altnationalen römischen Volkscharakters wurde dieser in wohltuender Weise modifiziert, ja humanisiert. „Die höhere römische Bildung" sagt Mommsen[4]), „war durchaus nichts anderes als die Verkündigung des großen Evangeliums hellenischer Art und Kunst im italienischen Idiom." Doch das Wesentliche des alten Römertums mußte erhalten bleiben und durfte nicht im Griechentum aufgehen. „Es lagen ja in ihm Vorzüge, die die Griechen in dieser Art und Kraft keineswegs besaßen, das Griechentum sollte nur zu dem Römertum hinzukommen, aber nicht bloß äußerlich als bloßes Addentum, sondern innerlich mit ihm zusammengehen und verschmelzen. Da machte sich denn das Bedürfnis geltend, eine höhere Einheit zwischen beiden zu gewinnen; und die war das Menschentum, die Humanität" [5]).

Wie glücklich sich diese Humanisierung des römischen Geistes im Verlaufe seiner spätern Geschichte auswirkte, betont der französische Literarhistoriker F. Brunetière: „In dem Maße wie Rom sich den Erdkreis unterwarf, milderte es seine ihm angeborne Strenge, es verfeinerte sein hartes Wesen und erweiterte nicht bloß seinen politischen, sondern auch seinen moralischen Horizont. Wie scharf kontrastiert in dieser Hinsicht z. B. der römische Volkscharakter mit dem angelsächsischen? Wo immer der Engländer, bis in die jüngste Zeit hinein, sich ein Land untertänig machte, hielt er es unter seiner Würde, sich mit der unterworfenen Rasse zu vermischen, und solange er Herr des Landes ist, haftet dem Untertanen immer ein Makel an, der ihn in seinen Augen als unebenbürtig erscheinen läßt. Es ist eine aristokratische Rasse, die in ihren Siegen zugleich den Lohn und den Beweis ihres aristokratischen Empfindens erblickt. Eine solche Ausschließlichkeit und Vornehmheit kannte das Volk am Tiber nicht. Bei aller Verschiedenheit der Gebräuche und Sitten, der Sprache und Anschauung, in Spanien und in Gallien, in Asien und in Afrika haben die Römer in den unterjochten Völkerschaften ihnen ähnliche Menschen, ich möchte fast sagen, Brüder gesehen. Wenigstens hielten sie sie nicht für ungleichgeartete und daher verachtungswürdige Wesen. Indem der Römer die Welt eroberte, begnügte er sich nicht damit, sie zu zivilisieren, nein er tat mehr, er hat sich bis zur Idee einer allgemeinen menschlichen Gesellschaft durchgerungen und diese Idee nach Maßgabe der ihm zu Gebote stehenden Mittel in der Welt zu verwirklichen gesucht. Während zu Rom, im Zentrum des Reiches, die Verderbtheit immer mehr um sich griff, dehnte sich in den Provinzen das römische Recht, dieses herrlichste Produkt des römischen Geistes, immer weiter aus, nahm die Völker in seine Schule und erzog sie langsam zu modernen Staaten heran. Und heute noch haben die Völker in dieser Schule nicht ausgelernt, heute noch ist sie für uns Muster des Lebensernstes und der Gesetzesdisziplin, des Respektes vor der gesellschaftlichen Ordnung, der militärischen Tatkraft und Bürgertugend, der Todesverachtung auf dem Schlachtfelde und der Unerschrockenheit in den Gerichten und öffentlichen Versammlungen, der echten Vaterlandsliebe, der wahren Humanität und des gleichen Rechtes für alle."

In der geistigen Annäherung und seelischen Amalgamierung römischen Wesens mit dem griechischen liegt etwas für alle Zeiten Vorbildliches.

[4]) Römische Geschichte III. S. 528.

[5]) Schneidewind A. a. O. S. 20.

Die Art und Weise, wie zum ersten Male in der Weltgeschichte ein hervorragendes großes Kulturvolk zum Zwecke der Vertiefung seines Wesens und der Ausweitung seines geistigen Horizontes der Idee der Humanität sich erschloß und von ihr durchdringen ließ, zeigt deutlich, wie wenig die nationale Eigenheit eines Volkes durch die antike Humanität absorbiert und verdrängt wird. Sollte ein Prozeß ähnlicher Art sich nicht wiederholen können und andere glückliche Kombinationsmöglichkeiten auch zwischen eine moderne Geistesströmung und der Antike vorhanden sein? „In dem Menschentum", sagt Schneidewin [6]), „wie es als Ideal bei den Römern aufging, blieb der Kern des alten Römertums durchaus vertreten, aber nur als e i n e Seite, und das Griechentum wollte nicht als die nur e i n m a l in einem zufällig so veranlagten Volke gegebene Geistesqualität erscheinen, sondern als eine große Seite des Menschentums, die auch von anderer und vielleicht günstigerer nationaler Operationsbasis aus gewonnen werden konnte."

Charakteristisch ist bei dieser ersten Annäherung des Römertums an das Griechentum auch der Umstand, daß wir einem energischen Kampf des Nationalen gegen das Humane, allgemein Menschliche, begegnen. Der alte Kato glaubte den vaterländischen Geist und die römische Eigenart schwer gefährdet und stemmte sich mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit gegen den griechischen Einfluß. Durch einen Senatsbeschluß wurde den griechischen Philosophen und Rhetoren der Aufenthalt in Rom untersagt. Doch was verschlug's Der alte Mann vermochte nicht gegen den Strom zu schwimmen; er wurde von der humanistischen Strömung mitgerissen und lernte noch in seinem hohen Alter Griechisch. Rom nahm die Kultur des alternden Griechenland auf seine starken Schultern, reinigte sie von allem was sie sie für die gemeinsame Völkerbildung zu Feines und zu Subtiles an sich hatte und erschloß durch Cicero dem bildungsdurstigen Westen auch den reichen Born der griechischen Philosophie, die tiefste Quelle der Humanität. Nur durch die Vermählung des römischen Geistes mit dem griechischen, der Kräftigung des Nationalen durch das dem Griechentum anhaftende allgemein Menschliche, ist das harte Kriegs- und Gesetzesvolk am Tiber befähigt worden die kulturhistorische Aufgabe zu erfüllen, die ihm die Vorsehung zugedacht hatte.

Seither ist die antike Humanität eine große Seite des Menschentums geblieben und hat sich als lebenskräftigen Faktor im Geistesleben der Völker erwiesen. Sie erbleichte auch nicht, als die Sonne des Christentums über dem Erdball aufging und ihre Strahlen siegreich die Schatten des Heidentums zerstreuten. Allerdings ging es auch hier nicht ohne Kampf ab; er hatte nicht mehr nationalen, sondern religiösen Charakter. Tertulian als christlicher Kato im Westen und sein Gesinnungsgenosse Tatian im Osten auf der einen, Minucius, Augustin, Klemens von Alexandrien, Hieronymus, Basilius auf der andern Seite, bezeichnen die beiden Pole dieses Kampfes. Die glänzendsten Vertreter der römisch christlichen Literatur erkannten den hohen Bildungswert in den Meisterwerken des Altertums und formten an ihnen ihre Sprache und ihren Geschmack. Charakteristisch ist das Bekenntnis des heiligen Gregor v. Nazianz: „Alles andere habe ich gern daran gegeben, Reichtum, Adel Geburt, Berühmtheit, Macht, kurz alles was Gegenstand irdischen Stolzes und eitler traumhafter Ergötzung ist. Die edlen Wissenschaften allein habe ich in mein Herz geschlossen, keine Mühen und Opfer, die sie mich zu Wasser und zu Lande gekostet, habe ich bereut. Ich habe sie als das höchste Gut gleich nach den göttlichen Dingen betrachtet." Aus dieser Stimmung heraus erklärt es sich, daß wir in dieser Zeit eine ganze Reihe christlich und humanistisch gebildeter Lehrer, Historiker, Dichter und Philosophen besitzen, die es sehr wohl verstanden, das antike Humanitätsideal dem neuen christlichen Lebensideal anzupassen.

Wir sehen aus dieser jahrhundertelangen Verwertung antiken Geistesgutes durch das Christentum deutlich und klar, wie die Humanität der Alten den Charakter, der gewaltigsten, eigenartigsten und weltumgestaltendsten Kulturkraft nicht nur in keiner Weise beeinträchtigte, sondern in der Verwirklichung ihrer großen Aufgaben und Ziele in dankenswertester, glücklichster Weise unterstützte. Das kraftstrotzende Römertum und das weltumgestaltende Christentum sind zwei stets beweiskräftige Zeugen für den wohltätigen Einfluß des antiken Humanitätsideals auf die großzügigsten Geistesströmungen der Weltgeschichte.

[6]) A. a. O. S. 26.

Zunftstube

Das Abwägen der Beweise. Wie manchem sachlichen und methodischen Grundsatz widerfährt das Schicksal, theoretisch gewußt und praktisch bisweilen ignoriert zu werden! So sind wir z. B. auch alle überzeugt, daß es bei irgendwelchen Argumentationen Beweise verschiedenen „Gewichtes" gibt. Die Frage ist nur, ob man die verschiedenen Waffengattungen dieser Armee, angefangen vom leicht bewehrten Schleuderer einer hingeworfenen Gegenbemerkung oder eines frappanten Vergleiches bis zum schwer bepanzerten, mit Schild und Speer und Schwert bewaffneten, unangreifbaren und unbesieg-

lichen Hopliten einer metaphysischen demonstratio a priori auch immer den Schülern in ihrer Eigenart vorführe. Eine besondere Gefahr droht hier, wenn sich ein weniger stichhaltiger Beweis rhetorisch viel besser ausbauen oder gefühlsmäßig viel leichter ausbeuten läßt als ein trockenes, knappes aber stringentes Argument. Ich erinnere an ein Beispiel aus der Philosophie und apologetischen Religionslehre, die Gottesbeweise. Hier haben wir den knappen, klaren und absolut zwingenden metaphysischen Weg der Bewegung und daneben die viel gefühlsmäßigeren aus dem sittlichen Gewissen oder dem Glückstrieb, oder auch den leicht mit vielen Zitaten in die Länge und Breite zu ziehenden aus der Ueberzeugung des Menschengeschlechtes. Will etwa, wie es die fast gleiche Schulstufe leicht mit sich bringen kann, gleichzeitig auch die Rhetorik zu ihren Zwecken Uebungen vornehmen im rhetorischen Ausbau von Beweisen, so ist die richtige Einschätzung noch mehr gefährdet. Natürlich rede ich hier nirgends von bewußt unrichtiger Würdigung. Aber jedermann weiß, wie viel oft unbewußte Momente in Erziehung und Unterricht mitspielen und wie leicht aus Unachtsamkeit eine Bemerkung unterlassen wird, die nicht fehlen sollte. Wird z. B. gerade bei den erwähnten Gottesbeweisen nicht ausdrücklich aufmerksam gemacht auf die ganz verschiedene Hieb- und Stichfestigkeit der einzelnen, so kann leicht ein Angriff, dem ein bloßer, aber überschätzter Nebenbeweis wirklich erliegt, im Schüler die Auffassung erzeugen, mit dem Fall dieses „Hauptbollwerkes" sei die Festung, die betreffende These selbst zu Falle gebracht worden.

Ebenso unerläßlich, aber praktisch vielleicht noch leichter übersehen als das erwähnte objektive Abwägen der Beweise nach ihrem inneren Werte ist deren subjektive Einschätzung, d. h. die Taxierung ihrer Ueberzeugungskraft auf den Geist der Schüler. Es ist ja niemandem unbekannt, daß die geistige Kapazität vor allem bei den verschiedenen Altersstufen unserer Mittelschüler eine ganz verschiedene ist. Andererseits ist es ebenso bekannt, daß verschiedene, objektiv gleich stichhaltige Beweise, weil sie mit verschieden schweren Begriffen arbeiten, eine oft ganz andere Kapazität voraussetzen. Wollen wir nun mit unseren Beweisen das erstrebte Ziel erreichen, die Schüler zur Einsicht und Ueberzeugung bringen, so heißt es auch unter den objektiv sicher stichhaltigen Beweisen selbstverständlich noch jene in den Vordergrund stellen und ausführlicher behandeln die der Fassungskraft der Schüler am besten angepaßt sind. Es ist das ja ein methodischer Grundsatz, den jedes Fach beachtet, so oft zu einem Ziele mehrere gangbare Wege vorhanden sind.

Diesbezüglich machte ich bei den Beweisen für die Geistigkeit der Menschenseele eine interessante Beobachtung. An sich wäre ja ein Beweis, der aufbaut auf der Tatsache der Reflexion, ebenso stichhaltig wie jener aus dem Vorhandensein von Ideen. Subjektiv jedoch machte der Reflexionsbeweis immer viel mehr Mühe, und man hatte kaum je den Eindruck, daß er wirklich so recht als stichhaltig empfunden worden sei. Der Ideenbeweis wirkte stets viel besser, ganz besonders wenn man mit abstrakten Begriffen oder Ideen unkörperlicher Größen arbeitete. Solche Ausgangspunkte, wie z. B. Tugend oder Gott, Geist usw. erwiesen sich stets als die wirksamsten. Hier sieht nämlich der Schüler sehr leicht ein, daß es sich um übersinnliche Erkenntnisse handelt, weil hier die Phantasie nicht mehr mithalten kann. Damit ist auch schon der Grund angedeutet, weshalb der Reflexionsbeweis nicht so gut wirkt. Die eigentliche Reflexion verschwimmt dem Schüler noch zu leicht mit der Selbstbeobachtung des Gemeinsinnes, und deshalb ist es ihm nicht so klar, daß es zum Reflektieren eine geistige Kraft braucht.

Was an Hand der obigen Beispiele ausgeführt wurde, läßt sich leicht auf ähnliche Fälle gleicher oder verschiedener Materie übertragen, wodurch manche unnötige Mühe erspart und der Erfolg sowohl erleichtert als gesichert werden kann. P. K. S.

Bücherecke

König, Spenglers Untergang des Abendlandes, besonders psychologisch und religionsgeschichtlich beurteilt. Zweite vermehrte Auflage. (Manns Pädagogisches Magazin, Heft 838.) Langensalza, Beyer.

Unter den zahlreichen literarischen Erzeugnissen, zu denen Spenglers Buch den Anstoß gab, bilden diese 40 Seiten eine kurze, gemeinverständliche Würdigung und eine scharf ablehnende Kritik vom katholischen Standpunkte aus. Zu begrüßen wäre es gewesen, wenn das Thema und insbesondere seine engere Fassung im Untertitel (besonders psychologisch und religionsgeschichtlich betrachtet) den Inhalt der Arbeit noch wirksamer beschränkt hätte. Würde sie sich tatsächlich mit dem religionsgeschichtlichen Gebiete begnügen, so wäre damit nicht bloß der einfachen Klarheit der Darstellung, sondern auch der Wirksamkeit der Kritik trefflich gedient. Denn — sei es, daß die Religionsgeschichte in ihrer ganzen Weite zu Worte kommen läßt, oder nur das Christentum heraushebt — in beiden Fällen haben wir jenes Gebiet, gegen welches Spengler am meisten wissenschaftliche Unterlassungssünden begangen hat und in welchem und durch welches seine Konstruktionen der Vergangenheit, sein Urteil über die Gegenwart und seine Prophezeiungen für die Zukunft am schärfsten Lügen gestraft werden.

P. K. S.

11. Jahrgang Nr. 7 8. Oktober 1925

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die Gedanken der Advents- und Weihnachtsliturgie — Kultur und Unkultur als tragische Faktoren im Goldenen Vließ — Rektor Dr P. Johann Baptist Egger O. S. B. — Bücherecke.

Die Gedanken der Advents- und Weihnachts-Liturgie

Von Dr. P. Leodegar Hunkeler O.S.B., Engelberg

Meßbuch und Brevier der hl. Kirche sind Bücher ganz eigener Art. Wer sie nur flüchtig durchblättert, wird wenig aus ihnen schöpfen; wer sich aber glaubend und betend in sie vertieft, die heiligen Mysterien miterlebt, die sie in sich bergen, dem enthüllen sie ein wogendes Meer gewaltiger Ideen und erhabenster Schönheiten. Was der geistvolle Winkelmann einst an den Werken griechischer Kunst bewunderte, das bietet sich uns im großartigen Kunstwerk des liturgischen Textes unvergleichlich schöner und tiefer: ein Gehalt, der Geist und Herz hinreißen muß und dabei eine Form voll abgeklärter Gemessenheit und Ruhe. Ein hervorragend schönes Beispiel dafür sind die Texte der Advents- und Weihnachtsliturgie, womit die Kirche den Weltheiland begrüßt.

Der Dezember mit seinen langen Nächten, seinem düstern Nebel, seiner tiefen Sehnsucht nach lebenspendendem Sonnenlicht ist ein sprechendes Symbol für die tiefe Nacht, die einst auf den Seelen lastete, bevor die göttliche Sonne ihre erlösenden Strahlen auf die Erde warf, für das tiefe Sehnen nach dem Erlöser, das in den Liedern des Psalmisten und den Visionen der Propheten Israels seinen Ausdruck fand. Dieses heiße Sehnen nach dem Licht kennzeichnet auch die Psychologie des Advents. Mit dem Auge der gotterfüllten Seherin schaut die Kirche durch Nacht und Seelennot hindurch, sie sieht in der Ferne ein strahlendes Licht aufleuchten, sieht einen König nahen, der alle finstern Mächte überwinden und ein Reich der Gnade und des Friedens aufrichten wird. Noch ist er fern, aber er wird sicher kommen, darum der dringende Ruf der Kirche in der Mette des ersten Adventsonntags: „Den König, der kommen wird, laßt uns anbeten“. Alle Herrlichkeiten des Erlöserreiches schaut und kostet die hoffende Beterin zum voraus; die schönsten, poesiereichsten Bilder der alttestamentlichen Propheten, vor allem des farbensatten Isaias bieten sich ihr zwanglos dar als Ausdruck ihres Hoffens und Sehnens, ihres Jubels und ihrer Liebe. Von ferne schauend schaut sie „die Kraft Gottes kommend“; „in nächtlichem Gesichte“ sieht sie „den Menschensohn auf den Wolken des Himmels nahen“; „ein großer Prophet wird kommen und Jerusalem erneuern“, „an jenem Tage werden die Berge Süßigkeit spenden und die Wolken von Milch und Honig fließen“. Darum soll Freude herrschen in der Welt und in den Seelen: „Freue dich, Tochter Sions, und jauchze auf, Tochter Jerusalems“; „freue dich, Jerusalem, mit gewaltiger Freude, denn dein Erlöser kommt zu dir, Alleluja“ (Texte des Adventsbreviers).

Was die Kirche in ihren Visionen kommen sieht, ist nicht ein bloßer schöner Traum; sie weiß, die Erlösung ist geschichtliche Tatsache, derjenige, den sie preist als König der Herrlichkeit, ist wirklicher Mensch geworden aus der Jungfrau Maria. Darum tritt in den Adventsgesängen neben die großartigen Bilder des Messiasreiches das traute schlichte Bild der Erlösermutter: „Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade gefunden bei Gott, siehe du wirst empfangen u. einen Sohn gebären, Alleluja“

Der Gottessohn, der als Erlöser naht, wird einst am Ende der Zeiten zum zweitenmale kommen als Richter u. Vergelter. Diese Wahrheit betont die Kirche schon am ersten Adventsonntag mit aller Klarheit und faßt damit Erlösung und Weltgericht, Zeit und Ewigkeit, Anfang und Ende zu einer ergreifenden Einheit zusammen. Es ist diese Betonung großer Zusammenhänge überhaupt eine Eigenart der Liturgie; ihr Grundsatz ist nicht die Ana-

lyse, sondern die Synthese; dadurch wird sie, wenn ihre Sprache verstanden wird, die Führerin zu einer großzügigen, weit ausblickenden, abgeklärten Welt- und Lebensauffassung.

Der Blick der Kirche auf den nahenden Christus, den Erlöser, den König, den Sohn Mariens, den Weltenrichter bleibt aber nicht bloße Spekulation, nicht Theorie; er greift ein ins prakt. Leben. Die Kirche verlangt Lebensänderung, Umwandlung unserer Gesinnung, Absage an alle Schläfrigkeit, weil wir nur so das kommende Heil uns aneignen. Sie läßt uns darüber predigen in der Epistel des ersten Adventsonntags durch den wuchtigen heiligen Paulus; und in den Evangelien des zweiten, dritten und vierten Sonntags tritt die unvergleichlich ergreifende, herbschöne Gestalt des Täufers auf die Szene und ruft der Welt ihr unerbittliches „denkt um" entgegen. Nein, liturgisch denken und beten ist kein Hinwegsehen und Hinwegträumen über die Wirklichkeit und die Forderungen der Moral; die Liturgie fordert kraftvolles Handeln, freilich nicht gestützt auf ein kales kantisches „du mußt", sondern gestützt auf große herrliche Wahrheiten und Gnaden, die den Menschen emporheben über die Kleinheit seines Erdendaseins und seinen Verstand und sein Gemüt hineintauchen in das wogende Meer der Gottheit und der Ewigkeiten.

So schreitet die Kirche betrachtend durch den Advent. Sie hofft und erwartet, betet und predigt, singt und jubelt, und im Mittelpunkt all ihrer großen Gedanken steht Christus der Heiland mit der ganzen Größe und Liebenswürdigkeit seines Gottmenschentums. Je näher dieser Heiland kommt, umso inniger, leidenschaftlicher wird der Kirche Sehnen und Beten, bis es schließlich im Abendgebet des 23. Dezember ausklingt in die flehende Bitte an den Erlöser: „O Emmanuel, unser König und Lebenslenker, du Erwartung der Völker und ihr Heiland, o komm und errette uns, Herr unser Gott."

Die liturgischen Texte der Weihnachtsvigil sind getragen von freudiger, geheimnisvoller Erwartung; die Vesper am Nachmittag trägt den gleichen Charakter. Der Friedenskönig ist nahe, aber noch ist sein Glanz verhüllt, Wort und Melodie der heiligen Lieder atmen den ehrfurchtsvoll zurückgehaltenen Jubel, das selige Ahnen des Geheimnisses: „Wenn die Sonne aufgegangen sein wird am Himmel, werdet ihr den König der Könige sehen, der hervorgeht aus dem Vater, wie der Bräutigam aus dem Brautgemach" (Ant. zum Magnifikat).

Endlich ist die gnadenreiche heilige Nacht gekommen. Jetzt können alle Schleusen der Freude sich öffnen: „Christus ist uns geboren, kommt, laßt uns ihn anbeten"! Mit dieser freudeverkündenden Einladung schart die Kirche ihre Kinder zum liturgischen Weihnachtslied, einem unvergleichlichen Jubellied auf das fleischgewordene ewige Wort, einem Lied, so reich und tief, so majestätisch und doch wieder so zart, daß Geist und Herz des Menschen daraus in gleicher Weise sich satt trinken können. Nicht die süßliche Hirtenflöte hat in diesem Lied die Führung, es ist ein mächtig rauschender Königsgesang voll wuchtiger Akkorde, ein Königsgesang wie die Lieder des Advents, aber erfüllt vom seligen Jubel des Besitzes, des gestillten Sehnens, des berauschenden Schauens und Genießens. Jetzt strahlt sie in ihrer ganzen Schöne, die im Advent von ferne begrüßte göttliche Sonne, der Gottkönig ist da, umschwebt von dienenden und singenden Engeln, groß und preiswürdig, arm und liebenswürdig, wie der hl. Bernhard sagt.

Die Kirche Roms führte einst im vierten Jahrhundert das Weihnachtsfest ein an Stelle des heidnischen Geburtsfestes des unbesiegten Sonnengottes; diese Idee des Lichtes und der Sonne klingt bis heute deutlich vornehmbar auch in der Weihnachtsliturgie der Kirche. Sie ist ein Sonnenlied, ein Lobpreis auf das göttliche Licht, das endlich erschienen ist, um das Dunkel der Welt zu durchdringen, ein Huldigungslied auf den in seiner lichtvollen Schönheit strahlenden Erlöserkönig. Wie großartig klingt dieses Lied z. B. in den Introiten der drei Weihnachtsmessen mit ihrer scharfen Betonung der Gottheit des Neugebornen. Wenn stellenweise weiche Töne angeschlagen werden, wie z. B. in den Laudes, dann folgt sofort wieder eine machtvolle Hervorhebung des ewigen Gottkönigtums Christi. Klassisch sind diesbezüglich Text und Melodie der fünften Laudesantiphon: „Ein kleines Kindlein ist uns heut geschenkt, und wird genannt werden, Gott, der Starke, Alleluja, Alleluja". Die Vesper hebt an mit dem majestätischen Zuruf des Vaters an Christus: „Mit dir ist das Fürstentum am Tage deiner Macht, im Glanz der heiligen Gefolgschaft. Aus meinem Schoße vor dem Morgenstern habe ich dich gezeugt." Die Liturgie will sorgfältig jede zu menschliche Auffassung der Persönlichkeit Christi verhüten, ihr Weihnachtslied auf den Heiland ist königlich, wuchtig und dabei doch wieder voll Zartheit und Gemüt.

Das an Weihnachten zum Preise des Erlösers angestimmte Jubellied erreicht seine vollsten Klänge am Feste der Epiphanie. An Weihnachten verleiht vor allem der Gedanke an die zarte Jungfrau-Mutter dem Königslied weichere Töne, am Tage seiner Epiphanie erstrahlt Christus nur mehr in seiner die ganze Welt erfüllenden Königsherlichkeit. Die Kirche schaut wonnetrunken die Gottheit ihres Bräutigams, schaut das wogende Licht, das aufgegangen ist über Jerusalem, schaut die Völker, die von den Grenzen der Erde herbeiströmen, um aus dem Lichtmeer Leben und Heil zu trinken (Festepistel); sie preist das unfaßbare Geheimnis in der

ersten Vesperantiphon: „der vor dem Morgenstern Gezeugte, der vor den Zeiten war, der Herr unser Erlöser ist heute der Welt erschienen“ und im Introitus der Festmesse fällt sie huldigend vor ihm nieder: „Siehe, es ist gekommen, der Herrscher, der Herr, und in seiner Hand ruht die Macht und die Herrschaft.“

Das Fest der Epiphanie stammt aus dem Morgenland; es trat dort, ähnlich wie in Rom das Weihnachtsfest, wahrscheinlich an die Stelle eines heidnischen Götterfestes; das Festoffizium verrät noch heute diese Herkunft des Festes; mit dem beschaulichen Geist des Morgenländers vertieft es sich in das Geheimnis, daß Gott sichtbar auf Erden erschienen ist, daß der in morgenländischen Kulten so lebendige sehnsuchtsvolle Traum von der Erscheinung der Gottheit im Fleische volle Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist. Und wieder erscheint, wie einst im Advent, Johannes der Täufer, diesmal als Freund des Bräutigams; und ein Strom der Freude durchwogt seine reine, große Seele, er kann die Menschheit als Braut dem Heiland übergeben und der Welt das inhaltsschwere Wort zurufen: „Seht das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ Ueber dem Heiland aber öffnet sich der Himmel, und es ruft die Stimme des Vaters: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“ (Evangelium der Oktav). Jetzt ist alles erfüllt, was die Propheten verkündet, Gott ist unter den Menschen erschienen, das Messiaskönigtum ist errichtet, aber nicht im Sinne jüdischer Diesseitsträume, sondern als Königtum der Seelen. Es lebt nicht vom Glanze des Goldes und irdischer Macht, sein Leben ist die Gnade, sein Glanz übersteigt die Natur und kann nur von der durch Gnade und Glauben erleuchteten Seele geschaut werden. Diese aber trinkt aus dem rauschenden Meer des Lichtes und Lebens; sie trinkt und trinkt und fühlt es von Tag zu Tag besser, wie schön die Welt geworden ist, seitdem das göttliche Licht über ihr aufging und die Wasser der Gnade sie durchfluteten. Das ist das praktische Ergebnis der liturgischen Feiern des Weihnachtskreises, dessen Lichtgedanke am Lichtmeßtage im Glanz der Lichtmeßkerzen nochmals mächtig und eindringlich zu unserer Seele spricht, um dann einer andern Gedankenwelt Platz zu machen, nicht im Sinn eines Gegensatzes, sondern im Sinn einer Ergänzung und Vollendung: der Gedankenwelt des Osterkreises.

Kultur und Unkultur als tragische Faktoren im Goldenen Vließ

Von P. Alban Stöckli, Stans

Die große Anziehungskraft, welche die Sage von Jason und Medea von jeher auf die Dichter ausgeübt hat, liegt vor allem in ihrer erschütternden Tragik. Während Euripides, der Größte des Altertums, der diesen Stoff dramatisch behandelte, vorzüglich nur den Rachegeist der in der ehrlichen Treue gekränkten Gattin zeigen will, arbeitet Grillparzer in seinem goldenen Vließ die Tragik hauptsächlich aus den kulturellen Gegensätzen als den letzten tragischen Gründen heraus. Er hat diese beiden Gegensätze: Kultur und Unkultur geflissentlich in den Vordergrund gerückt und zum Hebel der dramatischen Entwicklung gemacht.

Wir verlegen hier das Hauptgewicht darauf, die Unkultur hervorzuheben, denn der Gegensatz wird uns leicht in die Augen treten.

Schon das erste Bild im „Gastfreund“ zeigt uns die rauhe Heimat der Unkultur, die dunkeln kolchischen Wälder und klüftereichen Berge. Aus diesem Rahmen tritt uns Medea, das Kind der Natur, entgegen. Ihre Erzieherin ist die wilde kolchische Natur, und für wen anders als für die kolchische Natur hätte sie Medeen erziehen können?

„Mein Garten ist die ungemessne Erde,
des Himmels blaue Säulen sind mein Haus.“

Ihre einzige Kunst ist die Hantierung mit Bogen und Pfeil, ihre einzige Wissenschaft die Zauberei, das alte Erbgut jeder Unkultur. Damit paart sich ein kluger Sinn, den sie von der Natur empfing, und den sie von jeder Makel späterer Verbildung unversehrt bewahrt hat. Trotzig und stolz wie die Heimat in ihrer wilden Majestät ist auch Medea. In diesem Gefühle spricht sie:

„Ich bin Aietes' königliches Kind,
und was ich tu, ist recht, weil ich es tu'.“

Dieser stolzen Königin der Wildnis tritt der feingebildete, wortgewandte Grieche gegenüber, der die Welt durchfahren und ihre ganze Bildung in sich aufgenommen hat. Doch Medea fühlt sich abgestoßen. Sie kann sich in seinen Charakter, in sein griechisches Wesen nicht einfühlen. Die beredte Freundlichkeit, wie sie die Griechen dem Gastfreund gegenüber pflegten, scheint ihr leeres, unnützes Geschwätz.

„Er spricht und spricht, mir widert's.“

Phrixus hatte noch das jugendfrohe Kind gefunden. Jason dagegen trifft in Medea schon eine wildere, barbarische Natur. Im Unglück und Schuldbewußtsein ist sie von ihrer ohnehin schon stillen und öden Welt geflohen, und im finsteren Turm zwischen Felsenriffen und bärtigen, alten Baum-

riesen ist ihre einst so frohe, selbstbewußte Art scheu und weltfremd geworden. Diese Weltflucht hat die Kluft zwischen kolchischer Unkultur und griechischer Eleganz noch geweitet, und Jason gelangt nur auf der schwachen Notbrücke der Liebe zu Medeens Herz. Nachdem ihr Auge durch den äußern Glanz und die äußere Anmut der Kultur geblendet ist, kann die Liebe unbewacht aufflackern, um aber alsbald wieder zu ersticken, wenn das Auge des Verstandes tiefer geschaut hat. Die Liebe zu Jason vermag ihr keine andere Kultur zu geben, sondern reicht nur eben hin, ihre Unkultur eine Zeitlang zu verhüllen. Medea bleibt die Kolcherin, deren Sehnen nach der Einsamkeit des Waldes geht, die dem Herd unglücklicher Liebe entfliehen möchte.

„Tief, wo nur Wälder und dunkles Geklüft,
wo kein Auge hindringt, kein Ohr."

Wie sie, so mißt auch ihr Bruder den Reichtum und die Kultur des Landes an den Wäldern, den vom Meer umspülten Felsenriffen und am beutereichen Jagdrevier.

„Eilends wollen wir sie jagen in ein dunkles Land, wo keine Wälder sind, keine Berge.

Der Kulturmensch, vor allem der lebhafte Grieche, der ausgesprochene Mann der Gesellschaft, der ans Stadtleben, an Rednerbühne und Theater gewohnt ist, kann diese wilde, melancholische Waldeswehmut nie verstehen und weiß sich darum auch keinen Weg durch dieses Dickicht zum Seelengrund Medeens zu bahnen. Jason sieht nur „das herrliche Weib in ihren dunklen Augen." Weiter dringt er nicht. Er denkt nicht an den ungebeugten Sinn der kolchischen Königstochter; er denkt nicht an den dunklen Zauber, der in ihrem Herzen schlummert, und er denkt auch nicht an ein künftiges Wiedererwachen desselben. Er sieht in ihr einen Kampfpreis seiner weltmännischen Ueberlegenheit, ja fast ein Spielzeug seiner brutalen Gewalt, eine Sklavin nach Griechenart.

„Wagt es das Weib dem Mann zu bieten Trotz?
Erkenne deinen Meister, deinen Herrn.
Hier, Griechen, eine Griechin."

Als knüpfte nur der Schleier ihres Magdtums sie an Kolchis. Dennoch muß ihm die kolchische Zauberin mit ihrer schwarzen Kunst helfen das Vließ zu erobern, und Jason übernimmt zugleich mit dem Vließ auch die barbarische Unkultur und den Fluch.

Wohl vergräbt Medea in Griechenland die Zaubergeräte. Sie glaubt ihrer nicht mehr zu bedürfen. Die Kultur des Mannes verspricht ihr ja Schutz und Macht genug.

„Ich werd' euch nicht mehr brauchen,
die Zeit der Nacht, der Zauber ist vorbei."

Doch wie täuscht sie sich! Die Unkultur des Herzens, ihre heimatliche Natur und den Ruf der Barbarin kann sie nicht vergraben. Diese bleiben stets die dunklen Zeugen ihrer Herkunft und ihrer Unkultur. Wenn sie auch wähnt:

„Was mich geknüpft an der Väter Heimat
hab ich in die Erde hier versenkt,"

so verrät sie doch immer wieder ihre innerste Gesinnung und stößt mit alten, unauslöschbaren Gewohnheiten aus dunkler, ferner Heimat an griechische feine Sitten und sophistische Gelehrsamkeit, an griechische Lebensanschauungen. Darum ihre Klage:

„Was recht uns war daheim, nennt man hier Unrecht,
und was erlaubt, verfolgt man hier mit Haß."

Gerade aus dieser Täuschung, die Medea an der griechischen Kultur erfährt, wächst die spätere furchtbare Tragik. Diese Enttäuschung erleidet sie aber, weil Jasons Kultur, auf die sie hohe Hoffnungen gesetzt hatte, innerlich hohl und leer ist, es fehlt ihr das Mark der Sittlichkeit. Die Form zieht wohl an, aber der Geist stößt ab. Sie hoffte ein wonniges Leben, Glück und Frieden in trautem Zusammenleben zu finden. Sie versprach sich ein Sonnenland, wo lautere, reine Liebe als Grundakkord jedes Herz durchzittere. Und nun ist sie da, von allen mißverstanden, von allen als Ungeheuer, als barbarische Zauberin gemieden, verspottet und verleumdet, ja vom Gatten selbst verraten, von ihm, dem sie um den Preis der Freveltat und der bittersten Erinnerungen gefolgt ist. Kurz, sie ist, wie sie selber sagt:

„die scheue Wilde, die letzte aller Menschen,
die ich die erste war in meiner Heimat."

Je heimatloser sie in Griechenland, im Lande der Kultur, wird, umso lebendiger und lauter werden die Erinnerungen an ihr einst so schönes Jugendland.

„ Kolchis, o du meiner Väter Land,
sie nennen dunkel dich, mir scheinst du hell."

Auch Jason sieht endlich die weite Kluft, die sich auftut zwischen Kolchis und Griechenland, zwischen Medea, der Barbarin, dem Kind der Wildnis, und ihm, dem gewandten Mann von griechischer Bildung und Sitte. In dieser Erkenntnis gesteht er:

„Ist sie hier dunkel, dort erschien sie hell
im Abstich ihrer nächtlichen Umgebung."

Jetzt sieht er die rettende Brücke, welche die Liebe im öden Felsenturm einst zwischen den beiden so fremden Herzen schlug, zusammenbrechen. Waren sich ihre Herzen damals innerlich fremd, so sind sie es heute noch mehr, nachdem die Liebe gewichen ist und dem Haß Platz gemacht hat, jetzt im Unglück, das sie nicht verstehen, gemeinsam zu tragen.

Weil Medea in ihrem tiefsten Wesen doch stets Medea, die wilde Barbarin, bleibt und sich nicht an griechische Sitte gewöhnen kann, sondern nur tut, „was recht ihr war daheim", so findet Jason darin den willkommenen Grund, völlig zu brechen

und die „verhaßte Wilde" zu verstoßen. So ergeht der harte Befehl:

„Hebe dich hinweg, zur Wildnis deiner Wiege,
zum blut'gen Volk, dem du gehörst und gleichst."

Jetzt, da keine Liebe, keine Gattentreue mehr Kultur und Unkultur verbinden, sucht jeder Teil nur sich selbst. Jason, der treulose Grieche, dem es ein Leichtes ist, Glück und Liebe anderer um eigene Ehre und Lust zu verkaufen, findet, was er wünscht, ein Griechenweib. Aber auch Medea wirft alles weg, was sie an Griechenart gefunden hatte, und wird wieder die wilde Barbarin und Herrin, deren Innerstes nach Rache schreit.

„Medea bin ich wieder. Dank euch, Götter!"

Ja, mit der letzten Faser ist sie wieder Medea, nein, mehr als Medea. Medea war sie ja, als sie in Kolchis, noch unberührt von Haß und Rachedurst, ein stilles Naturkind war. Was aber inzwischen geschehen ist, hat die tiefsten Abgründe ihres unheimlichen Wesens aufgewühlt. Alles was ihr gekränkter Stolz und ihre verratene Liebe ersinnen können, muß helfen ihren Rachedurst zu stillen. Der alte Zauber muß wieder aus dem Grab erstehen, obwohl sie glaubte, ihn nicht mehr zu gebrauchen, als sie ihn begrub. Doch was Jasons Gattin tat, gilt für Medea nicht mehr. Verderbenkündend tönt ihr Befehl:

„Schließ auf die Kiste!"

Der Zauber, den sie früher harmlos nur als Kunst geübt hatte, ist jetzt in der Hand der zur Verzweiflung getriebenen Kolcherin eine grimmige Waffe, mit der sie den Räuber ihrer Heimat, ihrer Jugend und ihres Glückes, den treulosen Verführer, der sie ins Verderben gelockt hat, treffen will. Der wilden Natur ist keine Waffe, die sie gegen die Kultur führen kann, zu grimmig, kein Schlag zu herb. Das wilde Jägerblut schont kein Opfer.

So hat Grillparzer aus den kulturellen Gegensätzen von Griechentum und Barbarei, die sich anfänglich noch vertrugen, aus denen aber allmählich das Mißverständnis, dann die Abneigung und zuletzt der Haß entsprang, mit meisterhafter Kunst die erschütternde Tragik entwickelt. Daß der Dichter das Hauptgewicht in die Gegensätze gelegt hat, sagt er selber: „Alles, worin Rasse und Kultur sich trennen kann, erscheint in diesen Gegensatz aufgenommen: Gesinnung, Gewohnheit, Sprachweise und endlich auch das Versmaß."

Rektor Dr. P. Johann Baptist Egger O. S. B.

Verzeichnis seiner Veröffentlichungen, zusammengestellt von Dr. P. Emmanuel Scherer O. S. B.

Die „Schweizer-Schule" hat in ihrer Nummer 27 vom 2. Juli d. J. ein Lebensbild des verstorbenen Rektors der Obwaldner Kantonsschule gebracht. Als Ergänzung möge die nachfolgende bibliographische Zusammenstellung seiner Schriften hinzutreten, die freilich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Sie bildet nicht nur einen ehrenvollen Beleg für den unermüdlichen Arbeitseifer des toten Schulmannes, sondern dürfte auch den Lesern der „Mittelschule" als Erinnerung an Werke von praktischer Bedeutung willkommen sein.

1898:

1. Platons Phaedon, ästhetisch gewürdigt. 1. Teil: Die Idee im Phaedon. 4°, 55 S. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht d. Kant. Lehranstalt Sarnen 1897/98.

1900:

2. Platons Phaedon, ästhetisch gewürdigt. 2. Teil: Phaedon eine Tragödie. 4°, 72 S. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht d. Kant. Lehranstalt Sarnen 1899/1900.
3. Praktische Winke für das Lernen und Lehren der englischen Sprache. Pädagogische Blätter, Einsiedeln 1900. 34 S.

1901:

Das Verhältnis der deutschen Universitäten zu den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart. Schweiz. Rundschau, Stans 1900. 4 S.

1902:

5. Griechisch oder Englisch? Schweiz. Rundschau, Stans 1902. 19 S.
6. Jubiläumsrede, gehalten am 2. Sept. 1902 im Konvente von Muri-Gries, bei Gelegenheit der Feier des 300jährigen Bestandes der schweiz. Benediktiner-Kongregation. Bozen 1902. 8°, 18 S.
7. P. Joseph Maria Zangerle O. S. B. Eine biographisch-literarische Skizze. Zeitschrift „Ave Maria", Münster i. W. 1902. 8°, 31 S.
8. (Besprechung.) Michael Kröll, die Beziehungen des klass. Altertums zu den hl. Schriften des Alten und Neuen Testamentes. Trier 1901. Schweiz. Rundschau, Stans 1902.

1903:

9. Begriff der Gymnastik bei den alten Philosophen und Medizinern. Ihr Verhältnis zur Jatrik, Diätetik, Hygiene, Paidotribik und Athletik. Nach den Quellen dargestellt. Inauguraldissertation der Universität Freiburg i. d. Schw. zur Erlangung der Doktorwürde. (Solothurn 1903.) 8°, 103 S.
10. Begriff der Gymnastik bei den alten Philosophen und Medizinern. Ihr Verhältnis zur Jatrik, Diätetik, Hygiene, Paidotribik und Athletik. Nach den Quellen dargestellt. 4°, 59 S. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1902/03.

1904:

11. Das Problem des Hypnotismus nach dem Stande der gegenwärtigen Forschung. Schweiz. Rundschau, Stans 1904. 24. S.

1905:

12. Prof. Adolf Harnack über die alten Sprachen. Schweiz. Kirchenzeitung 1905. 20 S.
13. Deszendenztheorie, Darwinismus und Konstanztheorie. Schweiz. Rundschau, Stans 1905. 36 S.
14. Ein vorzügliches englisches Wörterbuch (Grieb-Schröer). Pädagog Blätter, Einsiedeln 1905. 5 S.

1906:

15. Das Antigone Problem in ästhetischer und ethischer Beziehung. 8°, 73 S. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1905/06.
16. Eine altklassische Frauentragödie (Medea) in moderner Form. Streiflichter auf die Frauenfrage. Schweiz. Rundschau, Stans 1906. 25 S.
17. Die Auferstehung Christi. Die neueste Hypothese zur Erklärung derselben in kritischer Beleuchtung. Schweiz. Rundschau, Stans 1906. 22 Seiten.
18. Ein Seelengemälde. Schweiz. Kirchenzeitung, Luzern 1906, Nr. 35—43.
19. St. Thomas als Vorbild wissenschaftlicher Arbeit. Akademische Festpredigt in Freiburg i. d. Schweiz am 7. März 1906. Freiburg 1906. 8°, 23 S.
20. (Besprechung.) P. Alois Pichler C. Ss. R., Prinzipienkämpfe. Münster i. W. 1905. Pädagogische Blätter, Einsiedeln 1905.

1907:

21. Gedanken über das Philosophiestudium für Gebildete. Beilage zu den Pädagog. Blättern, Einsiedeln 1907. 40 S.
22. † Rektor P. Karl Prevost O. S. B. 11 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1906/07.
23. (Besprechung.) P. Sinthern S. J., Buddhismus und buddhistische Strömungen in der Gegenwart. Münster i. W. 1906. Schweiz. Rundschau, Stans 1906/07.

1911:

24 Bauliches von 1891—1911. 6 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1910/11.

1913:

25. † Abt Ambrosius Steinegger von Muri-Gries. „Vaterland", Nr. 34, vom 5. Febr. 1913.

1914:

26. Leitfaden der Moralphilosophie, Mit einer Einleitung in die Philosophie. Zum Gebrauche für die Schule. Als Manuskript gedruckt. Sarnen 1914. 8°, 140 S.
27. † P. Gregor M. Schwander O. S. B. „Vaterland", Nr. 131, vom 20. Mai 1914.
28 † P. Gregor Schwander O. S. B. 1864—1914. 19 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1913/14.

1915:

29. Rechtsphilosophie und Gesellschaftslehre. Zum Gebrauche für die Schule. Als Manuskript gedruckt. Sarnen 1915. 8°, 263 S.
30. Der Weltkrieg und die moderne Kultur. Sarnen 1915. 8°, 24 S.
31. Ueber die Lektüre der griechischen Tragiker. Mittelschule, Einsiedeln 1915. 15 S.
32. † Dr. P. Beda Anderhalden O. S. B. 4 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1914/15.

1916:

33. Kulturwerte der griechischen Tragödie. Schweiz. Rundschau, Stans 1915/15. 23 S.
34. William Shakespeare. Zur 300jährigen Wiederkehr seines Todestages, am 23. April 1916. Mittelschule, Einsiedeln 1916. 20 S.
35. Shakespeare's Macbeth. Mittelschule, Einsiedeln 1916. 3 S.
36. Zwei Bilder aus der hl. Schrift als Zeit- und Weihnachtsbetrachtung. „Neue Zürcher Nachr.", Nr. 254 vom 23. Dez. 1916.
37. Wahre und falsche Humanität. Weihnachtsblatt der „Ostschweiz". St. Gallen 1916.

1917:

38 Bruder Klaus und das allerheiligste Altarssakrament. Sarnen 1917. 8°, 30 S. (Zwei Auflagen.)
39. Bruderklausenjubiläum. Festrede zu Ehren des sel. Nikolaus von Flüe, des Patrons der Kant. Lehranstalt. 6 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1916/17.
40. † P. Hieronymus Felderer O. S. B. „Vaterland" Nr. 18 vom 22. Jänner 1917.
41. † P. Hieronymus Felderer O. S. B. 840—1917. 9 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1916/17.
42. Rechtsunterricht am Gymnasium. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1917. 11 S.
43. Kant und Schiller. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1917. 14 S.

1918:

44. König Oedipus, die Tragödie des Menschen- und Völkerlebens. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1918. 14. S.
45. Nach fünfzig Jahren. Das Pensionat Nikolaus von Flüe 1868—1918. 12 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1917/18.
46. Die Erziehung zur Vaterlandsliebe. Sarnen 1918. 8°, 20 S.
47. Das Nationalitätenprinzip vom geschichtlichen, politischen, naturrechtlichen und christlichen Standpunkt. Sarnen 1918. 8°, 87 S.
50. Frauenrechtlerinnen im Altertum. Zeitschrift f. Christl. Sozialreform 1918. 13 S.

1919:

51. Die Psychanalyse als Seelenproblem und Lebensrichtung. 1. Teil. 75 S. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen, 1918/19.
52. Psychanalyse und Psychophysik. Mittelschule, Einsiedeln 1919. 6 S.
53. Ist das Nationalitätenprinzip ein Prinzip? Schweiz. Rundschau, Stans 1918/19. 30 S.
54. Die Frage nach dem Ursprung der Seele. Schweiz. Rundschau, Stans 1918/19. 20 S.
55. Bauer und Sozialdemokrat. Drei Vorträge. Sarnen 1919. 8°, 48 S.
56. Vorschläge zur schweiz. Maturitäts- und Mittelschulreform. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1919. 7 S.
57. Drei Hauptschäden der modernen Schule. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1919. 10 S.
58. Des deutschen Unterrichtes Kampf um sein Recht. Mittelschule, Einsiedeln 1919. 4 S.
59. (Besprechung.) Karl Dürr, Ist etwas? Ein philosophischer Dialog. Zürich 1919. Schweiz. Rundschau, Stans 1919/20.

1920:

60. Die Psychanalyse als Seelenproblem und Lebensrichtung. 2. Teil. 59 S. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1919/20.
61. Psychanalyse und Pädagogik. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1920. 8 S.
62. Völkerbund und katholische Kirche. Sarnen 1920. 8°, 59 S.
63. Ist die Weltgeschichte das Weltgericht? Olten 1920. 8°, 31 S.

1921:

64. Sophokles Ajas, die Tragödie des autonomen Menschentums. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1921. 11 S.
65. Das deutsche Gymnasium als höhere Schule. Schweizer-Schule, Einsiedeln 1921. 3 S.
66. Arbeit ist des Bürgers Zierde. Eine grundsätzliche Orientierung über eine wichtige Frage. Sarnen 1921. 8°, 24 S.
67. Das Weltsprachenproblem. Frankfurter Zeitgemäße Broschüren 1921. Bd. 30, Heft 11. 35 S.
68. Heldentum stirbt nimmer. Ansprache bei Gelegenheit der Einweihung des Kriegerdenkmals in Latsch (Tirol) am 28. August 1921. (O. O.) 8°, 8 S.
48. Kriegsphilosophie. Der Krieg in seinen letzten und tiefsten Gründen mit besonderer Berücksichtigung des gegenwärtigen Weltkrieges. Sarnen 1918. 8°, 104 S.
49. Das Nationalitätenprinzip als Grundlage des Weltfriedens. Zeitschrift für Christliche Sozialreform 1918. 36 S.
69. (Besprechung.) P. Hartmann Eberl O. S. B., Im Klostergarten. Friedliche Religionsgespräche. Freiburg i. Br. 1920. Schweiz. Rundschau, Stans 1921.
70. (Besprechung.) Walter Gut, Vom seelischen Gleichgewicht und seinen Störungen. Zürich 1921. Schweiz. Rundschau, Stans 1921.

1922:

71. Ein staatsbürgerliches Privatissimum über das Privateigentum. Grundsätzliches über die Initiative betreffend die Vermögensabgabe. Zeitschrift für Christl. Sozialreform 1922, 17 S.
72. (Besprechung.) C. G. Jung, Psychologische Typen. Zürich 1921. Blätter für Wissenschaft und Kunst Nr. 5 (Vaterland), Luzern 1922.

1923:

73. Platons Euthyphron philosophisch und ästhetisch gewürdigt. 48 S. Wissenschaftl. Beilage z. Jahresbericht d. Kant. Lehranstalt Sarnen 1922/23
74. Weltsprachenproblem und Schule. Schweiz. Rundschau, Stans 1923. 27 S.
75. Weltsprachenproblem und Gymnasium. 51. Jahrbuch des Vereins Schweiz. Gymnasiallehrer. 1923. 8°, 24 S.
    1923. 13 S.
76. Interkonfessionalismus und Katholizismus oder Allerweltsreligion und katholische Grundsätzlichkeit. 2 Vorträge. Sarnen 1923. 8° 42 S.
77. Grundsätzliches über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Olten 1923. 8° 24 S.
78. (Besprechung.) O. Zimmermann S. J, Ohne Grenzen und Enden. Gedanken über den unendlichen Gott. Freiburg i. Br. 1923. Schweiz. Rundschau, Stans 1923.
79. (Besprechung.) E. Herdi, Das tägliche Fremdwort in deutscher Erklärung. Weinfelden 1922. Schweiz. Rundschau, Stans 1923.

1924:

80. Aktuelle Zeitfragen im Lichte katholischer Grundsätze. Sarnen 1924. 8°, 24 S.
81. Autogonie oder Heterogonie? Oder: Das Problem der Urzeugung. Mittelschule, Olten 1924. S. 1—6; 9—11; 22—24; 31—32.
82. Orientierendes über Psychanalyse. Schweiz. Rundschau, Stans 1924. 19 S.
83. Leichenrede auf Landammann und Nationalrat Dr. P. A. Ming, in der Pfarrkirche zu Sarnen, am 21. April 1924. 5 S. Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen 1923/24.
84. † Landammann und Nationalrat Dr. P. A. Ming 1851—1924. Ein Lebensbild. 8 S. Jahresbericht d. Kant. Lehranstalt Sarnen 1923/24.
85. Zur Psychologie des philosophischen Denkens. „Neue Zürcher Nachr." 1924, Nr. 332, Beilage.
86. Die Arbeitszeitfrage im Lichte von Natur und Offenbarung. „Vaterland" 1924, Nr. 34.
87. Ist der Kulturkampf ein Kampf für die Kultur? Schweiz. Rundschau, Stans 1924. 14 S.

Bücherecke

Kutzner, Dr. O., Freiheit, Verantwortlichkeit und Strafe (Manns Pädagogisches Magazin, Heft 924. — Beyer, Langensalza.)

Der Kantianer und Pädagoge Professor Kutzner sieht sich vor die Schwierigkeit gestellt, „daß das eine Tatsachengebiet, sittliches Leben, die Freiheit des Willens gebieterisch zu fordern scheint, während ein anderes, nicht minder wichtiges Tatsachengebiet, die Erziehung, bei der gleichen Annahme theoretisch unmöglich wird" (6). Da K. die Freiheit im Kantianischen Sinne auffaßt als Ursachlosigkeit und damit als absolute, zusammenhanglose, unbeeinflußbare und unberechenbare Willkür, löst er begreiflicherweise die Antinomie durch Preisgabe der Freiheit. Er erblickt daher die Aufgabe seiner Arbeit darin, „den Nachweis zu erbringen, daß das Sollen die Freiheit nicht voraussetzt" (17). Zu dem Zwecke wird nun darauf hingewiesen, daß die Naturkausalität mit ihrer mechanischen Determinierung und ihrer starren Konstanz, wie sie wirklich im Reiche der toten Materie herrscht, im Reiche des Lebens wirklich nicht mehr gilt, daß aber deren Stelle hier nicht eingenommen wird von der Freiheit, sondern von der sogenannten „biologischen Notwendigkeit". Mit anderen Worten: Auch hier ist alles Geschehen nach Gesetzen determiniert. Aber hier sind Aenderungen, Fortschritte, Entwicklungen des nämlichen Subjektes möglich, die sich aber alle ganz gesetzmäßig und naturnotwendig vollziehen. Dieses völlig determinierte Geschehen wurde fälschlich für ein freies gehalten, einmal weil wir die komplizierten, stets wechselnden Kausalzusammenhänge nie ganz durchschauen, und dann vor allem weil man unter Notwendigkeit immer nur die mechanische versteht, die hier wirklich nicht mehr vorliegt.

Hierauf werden dann „die subjektiven Tatbestände im Lichte der Notwendigkeit" betrachtet (91 ff.), d. h. es wird dargelegt, daß sich nicht bloß das Freiheitsbewußtsein, sondern auch das Gefühl und die Tatsache der Verantwortlichkeit, ja auch Strafe, Schuld und Sühne, sowie Fremd- und Selbsterziehung ebenso gut, sogar noch besser begreifen und begründen lassen auf dem Boden dieser „biologischen Notwendigkeit" Denn um sich schuldig zu fühlen, genügt es nach Kutzner, daß „mein Ich eine größere Rolle spielt als der (äußere) Reiz" (120).

Kritisch ist zum Ganzen zu bemerken, daß vor allem dieser zweite Teil aufbaut auf einer starken Begriffsentleerung und -Umwertung, speziell in bezug auf die Begriffe der Verantwortlichkeit, Schuld, Strafe, welch letztere nur mehr rein prophylaktischen Charakter hat. Anerkennung und Achtung verdient der hohe sittliche Ernst und das edle, positive Streben, von denen die Arbeit getragen ist, wie auch insbesondere der einheitliche, klar konsequente Zug, mit dem, bisweilen in geistvollen, kühnen Gedankenkonstruktionen, die eingangs gelegten Grundlagen, vor allem die Idee der biologischen, variablen Determinierung verwertet werden. Wie schade, daß Kutzner aufbauen muß auf den verworrenen und lebensfremden Theorien Kants und mangels besserer Kenntnis ankämpft gegen die Illusion einer absoluten Freiheit, wie kein vernünftiger Indeterminist sie vertritt; scheint doch leider der Bonner Universitätsprofessor keine Ahnung zu haben von der gemäßigten Freiheitsauffassung der Scholastik, die auf dem Boden der Kausalität steht, alle Bindungen und Hemmungen der Außen- und Innenwelt voll anerkennt und ebenfalls mit einem steten Wachsen und Werden des Menschen und seiner Freiheit rechnet, ja die stete Arbeit an sich selbst noch mehr betonen muß. P. K. S.

Das Königskind auf der Wartburg. Drama in zwei Aufzügen von M. von Buol. Luzern, Haag.

Ein inniges, minniges Stück, das für die Jungmädchenbühne in Pensionaten, Marianischen Kongregationen, Jungfrauenvereinen u. s. w. sehr zu empfehlen ist als zügige Nummer in ein größeres, entsprechendes Programm. M. von Buol schildert Elisabeth als Jungfrau auf der Wartburg, zeigt die vergeblichen Ränke der Schwester und der Mutter des Landgrafen Ludwig, um Elisabeth vor der Verheiratung von ihrem Bräutigam zu trennen, und gibt dabei in feiner Charakterzeichnung dem Königskind all den Zauber mit, womit es durch sieben Jahrhunderte hindurch auf alle wirkt, die von seinem Leben hören. R. M.

Eucken, Der Kampf um die Religion in der Gegenwart. Dritte und vierte Auflage. (Manns Pädagogisches Magazin, Heft 880.) Langensalza, Beyer.

Es sind recht anregende, geschichtsphilosophische Betrachtungen, die Prof. R. Eucken, ganz der idealen und aufbauenden Richtung seines Lehrens und Schaffens entsprechend, an einem Wendepunkt der Geistesgeschichte hier aufstellt. Nachdem er nämlich einleitend die Bewegung skizziert hat, die seit dem Beginne der Neuzeit die Menschen von Gott weg zur Welt hingeführt, konstatiert er mit Befriedigung, wie das Bedürfnis nach Religion und die Hinwendung zu ihr deutlicher und stärker werden. Dann werden im einzelnen die Hauptschwierigkeiten besprochen, denen diese religiöse Welle begegnet, Dämme und Hemmungen, die ihr Naturwissenschaft und Kultur, beide zwar nicht an sich, aber in der Eigenart ihrer neuzeitlichen Ausgestaltung entgegenstellen.

Daran schließt sich endlich die prüfende Frage, welcher der beiden heute aktuellsten religiösen Richtungen, der westlich-christlichen oder der östlich-indischen die Palme gebühre. Eucken entscheidet zugunsten des Westens, aber unter Loslösung des Christentums vom historischen und gottmenschlichen Christus. P. K. S.

11. Jahrgang Nr. 8 31. Dezember 1925

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Unterschätzung des antiken Humanitätsideals — Demosthenes' dritte olynthische Rede — Gewohnheiten.

Unterschätzung des antiken Humanitätsideals

Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B., Sarnen

Wenn das antike Humanitätsideal einen so einzigartigen Wert darstellt, wie wir in unserer vorausgehenden Studie betont haben, so scheint es eigentlich ganz selbstverständlich, daß für dessen Herausarbeitung u. möglichst klare Auffassung beim Unterricht alles getan werden muß, und daß sowohl der Professor der Philologie auf der Hochschule als der Gymnasiallehrer, zumal der der obern Klassen, den Hörern und Schülern diesen Wert in ganz besonderer Weise zum Bewußtsein bringen soll. Der Lehrer der alten Sprachen darf sich nicht als einseitigen Grammatokraten, als bloß gelehrten Philologen erweisen, sondern muß von der sprachlich-logischen Schulung zu den Sachen selbst, zu dem wirklich greifbaren Inhalt des Lebens schreiten, muß innerhalb des Unterrichtes die geographischen, wirtschaftlichen, politischen, künstlerischen, philosophischen und religiösen Elemente verfolgen und dem Schüler zeigen, wie hier Keime und Ansätze zu den mannigfaltigsten Interessen und Aufgaben des Lebens liegen, von denen die moderne Kultur erfüllt und durchsetzt ist, und wie diese sich in der Folgezeit entwickelt hat. Doch das genügt noch nicht. Außer dieser Weckung des Verständnisses für die Zusammenhänge getrennter Gebiete gilt es besonders im Lyzeum den Menschen als geistiges, geschichtliches und kulturelles Wesen kennenzulernen, den jungen Geist für die großen ewigen Menschheitsfragen zu interessieren, ihm an Hand der Meisterwerke der Alten zum Bewußtsein zu bringen, wie die Grundzüge des Menschlichen aus der jugendlichen Einfachheit des Altertums unauslöschlich ausgemeißelt hervorleuchten, wie bei der Verschiedenheit der Zeitalter doch das unverlierbar gleichartig Menschliche bestehen bleibt und vom Neuen und Neuesten Fäden zum klassischen Altertum hinlaufen. Erst das heißt das Leben der beiden Kulturvölker in seiner Totalität erfassen.

Diese Art der Behandlung der Antike am Gymnasium setzt aber eine entsprechende Vorbildung und Anleitung des Philologen auf der Universität voraus, fordert von Seite des Hochschulprofessors in seinen Vorlesungen ein gründliches Eindringen in die Seele des antiken Menschen, eine allseitige Beleuchtung seiner persönlichen und nationalen Psyche, seiner gesamten Ideenwelt . . . Daß nun dies leider vielfach nicht der Fall war, daß man oft das Wesentliche übersehen und nur allzusehr beim Aeußern stehen geblieben ist, und daß die Schule der Zukunft darauf bedacht sein muß, angesichts der Forderung der Zeit und der Jugend allen Ernstes den Menschen in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen, das hat mit Nachdruck Eduard Spranger in seiner Schrift: „Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaft und der Schule“[1]) uns zum Bewußtsein gebracht, zumal in seinem „Aufruf an die Philologie“. Spranger betont, daß wir uns in einer Zeit befänden, die den Willen zu einem neuen Menschentum kundgebe; zumal erwarte die junge Generation eine innerste Wiedergeburt. Wie in der Natur nach schweren Zerstörungsprozessen in noch lebenskräftigen Organismen sich mit erhöhter Tätigkeit Heilstoffe und frische Substanzen bildeten, so scheine auch in der geistigen und moralischen Welt Gesundung aus geheimen Kräften aufzuquellen. Davon aber gebe sich die heutige Philologie zu wenig Rechenschaft, sie dürfe aber um die neue Weltpoche nicht herumgehen, sondern müsse auf ihre Forderungen hören. „Es ist kein wissenschaftliches Zeitalter, dem wir entgegengehen,“ sagt Spranger. „Nicht deshalb, weil uns die äußern Hilfsmittel oder die Zeit zur inneren Sammlung fehlen, die auf dem Boden materiellen Reichtums zur Verfügung standen, sondern deshalb, weil die Menschen, die diese neue Zeit tragen werden, in

[1]) Teubner, Leipzig 1922.

ihrem geistigen Kern ganz anders gewachsen sein werden, als es bei einer forschenden und sammelnden Generation der Fall war. Der Grad von Isolierung geistiger Funktionen, den die rein wissenschaftliche Einstellung fordert, wird künftig durch keinen Erziehungsaufwand mehr herbeizuführen sein. Der junge Mensch atmet und lebt heute mehr als zu allen Zeiten durch die Totalität seiner geistigen Organe. Und kein wahrer Humanist wird sich darüber beschweren dürfen, wenn der Trieb zur Ganzheit schon als natürlicher Grundtrieb in aller Lebensregung und -bewegung wirkt." . . . „Man möchte sich einfühlen in das Leben der Dinge und Wesen, man möchte aus ihrer konkreten Lebendigkeit gleichsam selbst im Mittelpunkt ihres Wachstums ruhend, begreifen. Die Totalkräfte der Phantasie werden herbeigerufen, um Welt und Seele zu durchdringen. Aber dieser Grundtrieb wurzelt noch tiefer: es ist zugleich religiöse Sehnsucht: ein Zurücktasten aus künstlichen und mechanischen Verhältnissen in das ewig quellende Metaphysische" . . „Der Mensch der sich selbst ein heiliges Wunder ist, — wie könnte er sich messen mit den Methoden der experimentellen Psychologie, oder vergangene Menschen ausgraben mit der Kleinforschung der Stelleninterpretation! Ueberall beobachten wir das Hingegebensein an den Lebensprozeß, der jeder Formulierung widerstrebt, an die Wahrheit." . . . . „Menschen in solch innerer Bewegtheit ihres Seins sind keine Forscher. Ein älteres Geschlecht, das sich in langen Mühen, durch Umgang mit Geschichte und Geisteswelt im besten Falle eine reife Kunstform gegeben hat, mag es beklagen, daß so viel Arbeit nun abgebrochen werden soll und daß die Reihe der entsagungsvoll Herbeitragenden sich nicht mehr füllen werde. Vielleicht wird die Naturwissenschaft diesen Mangel am schmerzlichsten spüren. Die Philologie aber dürfte hier nichts Wesensfremdes fühlen. Für sie kommt recht verstanden, nicht die Zeit der Entsagung, sondern der Erfüllung. . . . . Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch. Mir scheint, als ob keine andere Wissenschaft ihrem lebendigen Ursprung nach so sehr dies zum lebendigen Ziel haben müßte: den Menschen zu erkennen in der Fülle seiner Gestalten, seines Suchens, seines Werdens und seiner vollendeten Formen. Alle Philologie — sie mag noch so sehr aus Sprachwissenschaft, aus Stilistik und Rhetorik, aus Poetik und Metrik, aus Literaturkunde u. allgemeiner Geistesgeschichte zusammengewoben sein, hat ihr wahres Ziel im Humanismus. Dabei verstehe ich unter Humanismus in einem weitesten Sinne die geschichtlich vertiefte Forschung an dem Problem, was der Mensch im Totalgefüge seiner Kräfte ist, die Frage nach seinen Möglichkeiten, seinen Wirklichkeiten und seinen je erreichten Gipfeln. Dieser Humanismus ist es überhaupt erst, der das Vielerlei der Fragestellungen, die an sich den verschiedensten Wissenschaften entlehnt sind, zu einer Einheit bindet. Einer humanistischen Philologie kann es daher nicht unwillkommen sein, wenn auch die Gegenwart ihr einen neuen Menschen, einen ganzen Menschen entgegengeführt. Denn ihre Bestimmung ist es, diesem werdenden Menschen den Spiegel alles Besten und alles Gefährlichen, alles Schöpferischen und alles Irrenden entgegenzuhalten, das in vergangener Kulturarbeit durch die ringende Seele der Menschheit gezogen ist. Sie allein könnte, ihrer Idee nach, diese Sehnsucht nach Fülle und Echtheit des Lebens stillen" . . . „Sie kann es aber nur, wenn sie durch alle noch so schwierigen und noch so wichtigen Vorarbeiten durchdringt bis zu dem Punkte, wo sich aus den vorbereitenden Einzelheiten der Forschung das Bild eines Menschen oder das Bild einer gesellschaftlichen Kulturlage formt. Und diese wiederum ist nur möglich, wenn schon in jedem Bruchteil der Fragestellung der Sinn für seelische Kräfte und für das gesetzliche Zusammenspiel dieser Kräfte zu einem Ganzen wirksam ist."

Eine so betriebene Wissenschaft, führt Spranger weiter aus, darf sich natürlich nicht ins Subjektive, Aesthetische verlieren. Objektivität und strenger Wahrheitswille müssen gewahrt werden, so daß die gezeichneten Gestalten der Vergangenheit der Wirklichkeit entsprechen. Es ist deshalb die klärende Arbeit der vorangegangenen Generationen keineswegs bedeutungslos geworden, nein, es handelt sich jetzt darum, die angefangenen Linien weiter bis zu ihrem Schnittpunkte zu Ende zu ziehen. Nachdem man Papyri gesammelt, Inschriften entziffert und Texte gereinigt hat, gilt es die Früchte dieser entsagungsvollen Arbeit zu ernten und daraus geistige Nahrung zu gewinnen. Das kann aber nur geschehen, indem in die zersplitterte Arbeit „einheitliche Richtlinien aus einer geisteswissenschaftlichen Besinnung kommen. Die Einheit, die die Arbeit zusammenhält . . . liegt in der Struktur des fragenden Menschen, der hinter jedem Teilmoment das Ganze der erlebenden, schaffenden, nach Ausdruck ringenden Seele, und in dieser Seele wieder das Glied einer geschichtlich gewordenen Geisteswelt sieht. Der voll lebendige Mensch, der fremde menschliche Gestalten erkennen will, findet in sich selbst die entscheidenden Linien, in die er das werdende Bild des Vergangenen hineinzeichnet. Daraus erklärt es sich auch, daß alles echte philologisch-historische Verstehen eine befruchtende Wirkung auf die Gegenwart hat."

Da unser Interesse heute alle möglichen Seiten des Lebens berücksichtigt, meint Spranger weiter, weil wir tiefer als die frühern Generationen in die ganze Flut menschlicher Bewegung und Gegenbewegung hinabsteigen und das Menschliche in der Fülle

seiner immer neuen und doch typisch verwandten Gestaltungen suchen, so beschränkt sich unser Studium heute nicht bloß auf die sogenannten klassischen Epochen, sondern wir wollen den Lebensprozeß einer ganzen Kultur vor uns ausgebreitet sehen, in der Ueberzeugung, daß alles, was zur Lebensgeschichte der Menschheit und zu ihrem Formreichtum überhaupt gehört, uns einen Beitrag zu liefern vermag. Damit ist aber nicht gesagt, daß alles unterschiedslos von gleicher Bedeutung ist. Nein, in jeder Kultur und in jedem Volke gibt es Epochen, Menschen, Einzelschöpfungen, in denen „der Natur ein besonderer Wurf gelang", Epochen, in denen nicht bloß wandelbare Motive des Daseins, sondern gleichsam ewige Grundakkorde zu uns herüberklingen. „Wissenswert ist alles, was in die Linie großer Entwicklungsreihen bestimmend hineingewirkt hat. Aber bildend sind nur die Höhepunkte dieser Kurven, weil nur in ihnen zugleich die Totalität und die Idealität des kulturschaffenden Geistes sichtbar geworden ist. Im Umgang mit ihnen formt sich der werdende Mensch, wie er in der wahllosen Mannigfaltigkeit der Gestalten sich spielend spiegelt. Denn nur wer mit dem Großen und Echten lange und tief verkehrt, wird selbst groß und echt." Darin aber liegt der Dienst, den eine echt verstandene Philologie der Jugend zu leisten vermag, daß sie ihr die Fülle des Menschlich-Lebendigen zeigt, um sie zuletzt bei dem Größten und Edelsten verweilen zu lassen. „Was sollen wir also tun?" fragt er zum Schlusse. „Wir sollen nicht fürder im Monographischen und Spezialistischen versinken. Das Material liegt bereit. Jetzt heißt es zusammenfügen. Bilder vergangener Persönlichkeiten müssen entstehen, gezeichnet mit der bildgebenden Porträtkunst, in der sich das Individuellste mit der Ahnung allgemeiner Bezüge durchdringt. Ganze Epochen müssen gezeichnet werden, so daß ihr bewegtes Leben in uns selbst einen Rhythmus auslöst. Linien sinnbestimmten Werdens müssen durch die Jahrhunderte hindurchgezogen werden, damit wir uns einer Biographie des abendländischen Geisteslebens nähern."

Im weitern Verlauf der Darlegung seiner Gedanken, denen man nicht überall beistimmen kann, die aber doch in mancher Hinsicht anregend und tief sind, versichert uns Spranger immer wieder, daß die von ihm gestellten Forderungen aus der Seelenverfassung und dem lebendigen Erkenntnistrieb des modernen Menschen kommen. „Es erfüllt heute unsere Jugend, die studierende, wie die der obern Klassen, ein Hunger nach Verständnis des Menschentums, der Befriedigung verlangt." Und später: „Ich wiederhole: die Sehnsucht nach Einsicht in Menschenformen und Kulturzusammenhänge ist bei der jungen Generation die vorherrschende Sehnsucht, nicht mehr, wie noch vor kurzem, das naturwissenschaftlich-technische Interesse. Das gilt auch für die zukünftigen Lehrer, die bei uns studieren. Ebendeshalb aber wollen sie nicht bei dem festgehalten werden, was man Philologie im engern Sinne nennen kann: bei der Struktur der Sprachen und der Entwicklung der Sprachen, bei der Geschichte und Kritik der Texte, bei der Geschichte der literarischen Stoffe. Gewiß das alles ist nötig und darf uns nicht verloren gehen. Aber man vergesse nicht, daß die Andacht zum Unbedeutenden nicht die Grundstimmung der heutigen erregten Welt mehr ist. Die Jugend von heute will Menschen, Völker, Zeiten, Kulturen kennen lernen. Sie strebt durch alle jene Vorarbeiten hindurch zu dem eigentlichen Ziel, gleichviel ob es sich um die alte Philologie handelt oder um die neuere: zu der Erkenntnis von Geistesart und Geistesformung. Der Rankesche Satz: „Das Menschliche ist immer wissenswürdig" beherrscht das Suchen unserer Jugend. Aber sie braucht dazu einen Leitfaden, und dieser kann nur liegen in der Durchleuchtung von Lebenszusammenhängen und Kulturzusammenhängen."

Demosthenes' dritte olynthische Rede

Disponiert von Eduard von Tunk, Immensee

Im folgenden erfülle ich ein Versprechen, das ich den Lesern dieser Zeitschrift gegeben habe (vgl. Nr. 4 vom 25. Juni 1925), indem ich nunmehr auch die Disposition der 3. olynthischen Rede des Demosthenes vorlege. Hatte die erste Rede die olynthische Frage aufgerollt, mußte sich Demosthenes in der zweiten gegen die Defaitisten in Athen wenden, so waren die Voraussetzungen für die dritte Rede nicht bessere; denn geschehen war — allem Anscheine nach — noch immer nicht viel, bloß hatte sich die Lage insofern geändert, als an Stelle der Miesmacher und Schwarzseher nunmehr die unentwegten — Optimisten das von Demosthenes eingeleitete Werk zu stören suchten. Das waren ungefähr Leute, die vermeinten, es ginge mit dem bloßen Reden. Diesen tritt Demosthenes besonders in der Einleitung entgegen, worin er ausführt:

a) Die Reden, die man in Athen hören könne, entsprechen keineswegs den Tatsachen (§ 1);

b) Vielmehr fordere die gegenwärtige Lage nur eines: die Rettung von Olynth (§ 2);

c) Allerdings sei es nicht leicht, diese Binsenwahrheit den Athenern beizubringen (§ 3).

In der nun folgenden Narratio wird zuerst eine historische Reminiszenz aus dem Jahre 352 geboten (Kampf um das Fort Heraion in Thrakien),

daran schließt sich ein Vergleich von Einst und Jetzt als Uebergang zur Schilderung der Gegenwartsforderungen. Die Gliederung ist genauer folgende:

a) historische Reminiszenz:
   1.) Der Leichtsinn hat den Athenern schon i. J. 352 geschadet (§ 4);
   2.) Denn damals versäumten sie die entscheidende Stunde (§ 5).

b) Uebergang zur Gegenwart:
   1.) Werden die Athener jetzt weniger leichtsinnig sein (§ 6) ?
   2.) Auch jetzt ist die Lage besonders günstig (§ 7).

c) Die gegenwärtige Lage fordert:
   1.) Hilfe für Olynth (§ 8)
   oder
   2.) Alles ist verloren (§ 9).

Die Propositio geht nunmehr ins Konkrete ein und gibt an, wie sich der Redner eine Bessergestaltung der Dinge vorstellt; als erstes bedarf es einiger Beschlüsse, doch müssen diese durch Taten gekrönt werden, auch eine seelische Umstellung ist notwendig. So ergibt sich als Spezialgliederung:

a) Beschlüsse:
   A. 1.) Wie soll geholfen werden (§ 10) ?
      2.) Durch Aenderung gewisser Gesetze (§ 11).
   B. 1.) Wer soll ändern? die schuldige Partei (§ 12).
      2.) Andere werden sich die Finger nicht verbrennen (§ 13).

b) Taten:
   1.) Beschlüsse genügen nicht (§ 14);
   2.) Das Wichtigste ist die Tat (§ 15):
   3.) Die Gelegenheit dazu ist günstig (§ 16).

c) Seelische Umstellung:
   A. Die ewigen Vorwürfe müssen aufhören:
      1.) Später werden sie zwecklos sein (§ 17);
      2.) Jetzt sind sie sinnlos (§ 18).
   B. „Fromme Wünsche" dürfen nicht maßgebend sein:
      1.) Nicht: „Was man will, glaubt man gern" (§ 19).
      2.) Sondern: die Lage fordert Soldaten und Sold (§ 20).

Der schönste Teil dieser Rede ist die Probatio, in der der Redner einen meisterhaften Vergleich zieht zwischen der alten athenischen Demokratie, in der das Volk maßgebend war und Sinn hatte für Ehre und Freiheit (Zeit der Perserkriege und perikleisches Zeitalter), und der modernen Parteienherrschaft, unter welcher das Volk zur stumpfsinnigen Herde ward. Dieser Vergleich wird folgendermaßen durchgeführt:

a) Einleitung des Vergleiches:
   1.) Die Politik des Demosthenes ist aufrecht wie die der Ahnen (§ 21);
   2.) Moderne Politik ist Liebedienerei (§ 22);
   3.) Vergleichen wir (§ 23)!

b) Der eigentliche Vergleich:
   A. Alte Politik:
      1.) Außenpolitik: Athen an der Spitze Griechenlands (§ 24);
      2.) Innenpolitik: Verschönerung der Stadt (§ 25). Die Führer des Volkes sorgen für das Volk, nicht nur für sich (§ 26).
   B. Neue Politik:
      1.) Außenpolitik: Athen könnte an der Spitze stehen (§ 27), hat aber sogar eigenes Land und Geld verspielt (§ 28);
      2.) Innenpolitik: Die „Führer" denken nur an sich selbst und machen dem Volke etwas weiß *) (§ 29).

c. Ergebnis des Vergleiches:
   1.) Früher hat das Volk regiert (§ 30);
   2.) Heute regieren die Parteiführer (§ 31) und
   3.) Das Volk „darf" den Mund halten (§ 32).

Im Schlusse zieht der Redner das Facit seiner Ausführungen auf folgende Weise:

a) Die Athener müssen wieder eine gesunde Politik treiben (§ 33);
b) Sie müssen mehr Gerechtigkeit walten lassen:
   1.) in der Verteilung der Plichten (§ 34)
   2.) und der Rechte (§ 35):
c) Sie sollen nun wählen, was ihnen nützt (§ 36)!

Eine engere Zusammenfassung dieser Disposition ergibt folgendes Bild:

I. Einleitung:
   3 §§ = Gedanken;

II. Hauptteil:
   A. Narratio: 6 §§ = Gedanken, u. zw.:
      a) historische Reminiszenz: 2 §§,
      b) Uebergang zur Gegenwart: 2 §§,
      c) Forderungen der Gegenwart: 2 §§:
   B. Propositio: 11 §§ = Gedanken, u. zw.:
      a) Beschlüsse: 2+2 §§,
      b) Taten: 3 §§,
      c) Seelische Umstellung: 2+2 §§;
   C. Probatio: 12 §§ = Gedanken, u. zw.:
      a) Einleitung des Vergleiches: 3 §§,

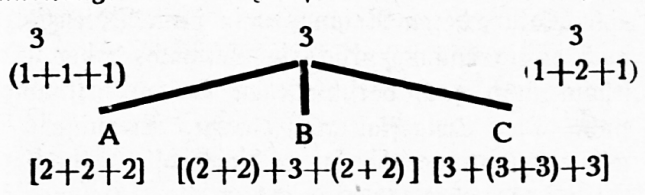
*) Dieses „Weißmachen" ist ganz wörtlich zu verstehen: der Verschönerung der Stadt von anno dazumal steht z. B. des Demosthenes ein bloßes Uebertünchen gegenüber.

b) Ausführung des Vergleiches: 3 (1+2) + 3 (2+1) §§,
c) Ergebnis des Vergleiches: 3 §§;

III. Schluß:

4 §§ = Gedanken u. zw. 1+2+1 §§.

Wenn wir uns von dieser Gliederung eine bessere Anschauung machen wollen, können wir dies mittelst folgender schematischer Darstellung:



Daraus ist nun ohne weiteres ersichtlich die Einteilung der Rede in Dreier-Perioden und ferner die Unterteilung der einzelnen Perioden in kleinere Teile, in denen gleichfalls die Zahl 3 eine orientierende Rolle spielt. Endlich erkennen wir, daß die einzelnen Unterteile in sich symmetrisch gebildet sind.

Die drei olynthischen Reden, deren Dispositionen wir im Laufe der Zeit den Lesern dieser Zeitschrift haben vorlegen können (die erste in Nr. 1/X. vom 31. I. 1924, die zweite in Nr. 4/XI. vom 25. VI. 1925), erweisen sich somit als besonders ausgezeichnet durch ihre ebenmäßige Gliederung. Dennoch sind wir nicht in der Lage, dem Meister der attischen Beredsamkeit den Vorwurf eines starren Schemas machen zu können, vielmehr bewundern wir die Mannigfaltigkeit seiner Formen. Wenn trotzdem das Wirken dieses Mannes nicht den Erfolg hatte, den es verdiente, so lag die Schuld anderswo. Uebrigens konnten die Athener gerade im Falle Olynth dem Demosthenes nicht widerstehen; zweimal senden sie noch Söldnerheere aus, ja im Sommer 348 sogar ein Bürgerheer. Es kam leider zu spät. Immerhin, der Einfluß des Demosthenes hatte begonnen.

Gewohnheiten

Von Dr. P. Karl Schmid O. S. B., Engelberg

Gewohnheiten! Dieses Wort hat einen eigenen, bisweilen direkt unheimlichen Klang in der Moral und Pädagogik. Sein Ton weckt in der Seele die Bilder und Erinnerungen an zähe, fast unausrottbare Neigungen und Unarten, mit denen man an sich oder in seinem Erzieher- und Seelsorgerberufe an anderen schon zu kämpfen gehabt hat, oder auch andere kämpfen sah, nur zu oft fast mit dem Mute der Verzweiflung. Ist es nicht vielleicht auch dem verehrten Leser selbst schon passiert, daß er bei sich sagte: „Es ist doch zum Verzweifeln. Der Junge hätte den besten Willen und gute, ernste Vorsätze, und darauf bauten er und ich unsere Hoffnung; aber im Nu herrscht wieder die alte Gewohnheit mit einfach unbezwinglicher Macht. Siegreich behauptet sie das Kampffeld gegen guten Willen und alle Vorsätze, und alle Hoffnungen werden unbarmherzig zu Schanden gemacht."

Eröffnen nun die Gewohnheiten wirklich nur diese traurige Perspektive? Nein; und zweimal Nein vom Standpunkt des Pädagogen, der es mit der Jugend zu tun hat. Denn leider Gottes passiert auch hier in dieser Materie manchem, was wir auf anderen Gebieten zu unserem Schaden nur zu oft konstatieren müssen: Dann erst kommt uns mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein, was für Werte und Energien in einer Macht verborgen liegen, wenn sie gegen uns, im Dienste des Bösen sich auswirkt. Ich erinnere nur z. B. an die Großmacht Presse. Gleicherweise ist auch die Macht der Gewohnheit an sich durchaus keine Feindin des Guten, keine Verbündete der Hölle und der Sünde. Ja, viel mehr als die an sich indifferente Presse ist die Gewohnheit ihrer Natur nach darauf angelegt, ihre ganze Naturgewalt und Naturfestigkeit in den Dienst des Guten zu stellen. Und was wir als böse Gewohnheit bedauern und zu bekämpfen versuchen, ist eine traurige, gewaltsame Verkrüppelung des edlen, graden, himmelanstrebenden Stammes, eine wilde, widernatürliche Entartung der Edelpflanze im Tugendgarten Gottes, ein entweihender Mißbrauch bester Energien, die uns vom Himmel und für denselben gegeben worden sind.

Die Tugenden sind die Gewohnheiten im wahren und vollen Sinne des Wortes. Dieser engen Verwandtschaft zwischen Tugend und Gewohnheit werden wir uns viel zu wenig bewußt und denken, wenn wir von Tugend reden, viel zu selten und zu wenig klar und intensiv an die darin steckende Gewohnheit. Daraus würden wir nicht bloß eine viel tiefere, psychologisch reichere und praktisch wertvollere Kenntnis der Tugend schöpfen, sondern auch die Gewohnheit in ihrem wahren Lichte erblicken und ihr richtiges Verhältnis zur Natur ohne weiteres erfassen.

Angesichts der bösen Gewohnheiten entringt sich uns bisweilen das Wort: „Hier scheint das Böse ganz in Fleisch und Blut übergegangen, völlig zur Natur geworden zu sein." Doch wissen wir unbezweifelt, daß unsere Natur trotz der Erbsünde im Grunde gut, unverwüstlich gut geblieben ist. Ihre wahre Entfaltung, ihre „natur-gemäße" Vollendung findet sie daher einzig und allein in den guten Gewohnheiten, in den Tu-

genden. Eine Verirrung ist es, die Tugenden scheel anzusehen, weil sie angeblich naturfeindlich seien, wie der moderne Naturalismus behauptet. Seine Bannerträger hatte er seit langem in den Freimaurern, und die Legionen seiner Gefolgschaft rekrutieren sich aus den Massen der sozialistischen Bevölkerung. Da er nichts mehr weiß oder besser nichts mehr wissen will von der Erbsünde, verleiht er auch aller Entartung, die diese in die Natur hineingetragen, den Adel der Natürlichkeit. Daher kommt es, daß die Tugend, sobald sie Front machen will gegen die Verdorbenheit der Natur, verschrieen wird als Feindin einer „ungezwungenen Natürlichkeit."

Ebenso irrig ist aber auch das gegenteilige Extrem, das die Natur selbst zur Unnatur verzerrt, das Böse in die Natur selbst hineinträgt, wie es z. B. Luther getan mit seiner Lehre von der Grundverdorbenheit der Natur. Nein, die tiefsten Grundrichtungen unserer sittlichen Kräfte sind auch seit der Erbsünde gut und auf das wahre, sittliche Gute des Menschen eingestellt und bleiben so gerichtet trotz aller Vergewaltigungen durch ein böses Leben. Die Tugend hat daher tatsächlich und auch ausschließlich das Privileg, in Harmonie zu stehen mit der Natur, ihren wahrhaft natürlichen Befähigungen, Anlagen und Neigungen.

Allein wieder wäre es gefehlt, diese Harmonie zur Identität zu übertreiben, wie es ein Lombroso getan. Die Erfahrungen des Alltags wie die Analysen der systematischen Psychologie zeigen mit hinreichender Deutlichkeit, daß der Charakter dem Menschen durchaus nicht in unveränderlicher Weise schon von Natur aus mitgegeben, mit der individuellen Natur selbst identisch ist. Was wir in unserer Individualität, in unseren persönlichen Anlagen und Neigungen haben, das ist nicht mehr und nicht weniger als das Rohmaterial, das noch in ganz verschiedener Weise verarbeitet, zu den verschiedensten Charakteren geformt werden kann, wenn es auch unbezweifelt zu einem bestimmten Charakter jeweilen vorzüglich geeignet ist. Natürell und fertiger Charakter, natürliche Anlagen und fertige, wirkliche Tugenden verhalten sich also zueinander, wie Potenz und Akt. Was die Natur keimhaft als Knospe birgt, das zeigt sich in der Tugend entfaltet als Blüte und Frucht; was bloße Anlage war, ist Wirklichkeit und Vollendung geworden. Die Tugend, die gute Gewohnheit ist daher gar nichts anderes als die Natur selbst in einem höheren, vollkommeneren Zustande. Die Gewohnheit verdient mit vollem Rechte den Namen, den ihr schon das Mittelalter, schon Aristoteles gegeben: „Zweite Natur."

Mit diesem Namen ist nicht bloß das Verhältnis der Gewohnheit zur Natur in der einzig richtigen Weise knapp gekennzeichnet, sondern auch hingewiesen auf einen ihrer wertvollsten Vorzüge im Dienste des sittlich guten Handelns; ihre Festigkeit und Zuverlässigkeit. Denn der Mensch soll einheitlich, konsequent gut handeln, den nämlichen Pfad verfolgen, ohne durch ablenkende Syrenengesänge u. Irrlichter sich betören zu lassen.

Zu dieser Aufgabe besitzt er von Hause aus eine Natur, deren Neigungen in ihrer Potenzialität noch völlig unausgeprägt und schwach, daher unbestimmt und nach verschiedenen Seiten bestimmbar sind. Die Vielgestaltigkeit dieser Neigungen ist, wie erwähnt, gerade durch die Erbsünde noch gewaltig vermehrt worden, indem die einzelnen, absolut selbständig geworden, nun rücksichtslos und zügellos auseinander streben. Und mit der Vielgestaltigkeit der Neigungen im Menschenherzen ist daselbst auch die Unbeständigkeit eingezogen. Denn je nachdem die eine oder die andere die Oberhand gewinnt, ist der Mensch bald furchtsam, bald verwegen, bald verschwenderisch, bald geizig usw. Dieser Wechsel der inneren Stimmungen wird leider noch gefördert durch all die wetterwendischen Einflüsse der Umgebung, der öffentlichen Meinung und ähnliches mehr.

Da hat nun die Gewohnheit ergänzend einzugreifen, das uns zu vermitteln, was wir unbedingt noch entbehren. Der Gewohnheit ist es ja eigen, eine bestimmte, einförmige Handlungsweise der Fähigkeit einzupflanzen.

Der Weg dazu ist, wie es schon der Name andeutet, die Gewöhnung; es gilt die Fähigkeit allmählich an das konstant gute Handeln zu gewöhnen. Die experimentelle Psychologie behauptet nämlich, gestützt auf ihre Beobachtungen und Erfahrungen, es gehe im Gebiete unseres Erkennens nichts von all dem, was durch die Tore unserer Wahrnehmungskräfte eintrat, wieder völlig verloren; und in gleicher Weise sei im Gebiete unseres Handelns nichts gänzlich unwirksam. Jede unserer persönlichen, menschlichen Handlungen hinterläßt ihre Spur in der Seelenkraft, von der sie vollführt wurde. Die Folge davon ist, daß die nämliche Handlung das nächste Mal schon etwas leichter und lieber verrichtet wird. Und die öfter wiederholte Uebung erzeugt so eine eigentliche Fertigkeit, vermöge der es einem leicht geht, so zu handeln, und zugleich eine Neigung, in der man dafür eine Vorliebe, in Bezug auf das Gegenteil aber gleichzeitig eine stets deutlicher sich ausprägende Abneigung empfindet.

Allerdings dürfen wir uns dabei nicht verhehlen, daß die potenzielle „Biegsamkeit" der natürlichen Anlage nicht von heute auf morgen zu einem stahlharten Charakterzuge aktuiert werden kann. Denn auf dem praktischen Gebiete des Han-

delns gilt erst recht der Grundsatz: „Uebung macht den Meister." Es wird leider nur zu oft übersehen, daß wir auch im Reiche des Sittlichen ein Leben vor uns haben, daß auch hier somit die Gesetze des Lebens gelten. Die Gewohnheiten müssen daher wachsen. Sie entfalten sich nicht ruckweise, sondern ganz allmählich in kontinuierlichem Werden, so daß man sie nicht wachsen sieht und erst nach Verlauf einer bestimmten Zeitspanne das Resultat des Wachstumsprozesses feststellen kann durch einen Vergleich der jetzigen Sachlage mit der früheren. So unangenehm es daher dem Erzieher (und Selbsterzieher) oft ist, keine Fortschritte sehen zu können, es bleibt ihm nichts anderes als sich mit dem Naturgesetze des Lebens abzufinden und in ruhig zuversichtlicher Arbeit weiterzufahren, wartend, wie es der Landmann tut, bis die Saat in wochen- u. monatelangem Wachsen aufgegangen und zur vollen, reichen Aehre ausgereift ist.

Eine weitere Folgerung für die Praxis darf auch nicht übersehen werden: Wenn nur die immer wiederholte, mit zäher Ausdauer fortgesetzte Uebung im Guten wirkliche Gewohnheiten einzupflanzen, wirklich die Seele innerlich zum Guten zu stimmen, für das sittlich Richtige zu gewinnen und darauf festzulegen vermag, so heißt es mit allen Mitteln sich und andere tatkräftig zu energischer und vor allem jahrelang ausdauernder Uebung anzuhalten.

Dadurch tritt ein Erziehungsfaktor in helles Licht, dessen Bedeutung man nicht immer entsprechend würdigt: Der Rahmen einer straffen äußeren Tages- und Lebensordnung, wie er in einer guten, ernsten Familie und in den internen Erziehunsanstalten die jungen Leute jahrelang zur stets wiederholten Uebung des Guten, zur regelmäßigen Pflichterfüllung gerade in der Periode der Festigung des eigenen Charakters anhält. Es ist die äußere Stütze, die dem jungen Bäumchen des erst werdenden noch innerlich biegsamen Charakters an die Seite gegeben wird, um ihm vorläufig die gradlinig himmelanstrebende Lebensrichtung zu verbürgen und deren innere Aneignung zu ermöglichen. Vergegenwärtigen wir uns nur klar, daß nach den Gesetzen des psychologischen Werdens und Wachsens eine naturähnliche Gewohnheit umso solider gebildet wird, je öfter und länger, und zugleich je ruhiger und ungestörter von allen gegenteiligen Einflüssen und Hemmungen und Ablenkungen die Uebung im Guten vollzogen werden und so auf die Seele einwirken kann; wir werden dann ohne Zweifel leicht erkennen, daß die stillen Jahre des trauten, ernsten Familien- und des darauf folgenden, ich möchte fast sagen weltabgeschlossenen Internatslebens schon rein psychologisch betrachtet eine gute Vorbereitung sind für die Akademikerjahre mit ihren großen Anforderungen an innere Selbständigkeit und Festigkeit im Guten.

Der Standpunkt des Zöglings, die psychologische Analyse und Würdigung seiner richtigen seelischen Einstellung gegenüber der äußerlich ihm entgegentretenden Lebensordnung, um aus derselben wirklich Gewohnheiten schmieden zu können, wäre ein Kapitel für sich. Hier beleuchten wir nur objektiv den Wert u. die Aufgabe der Ordnung selbst.

In besonderer Weise muß dabei noch betont werden, daß diese Lebensordnung sich wirklich als Gesetz geltend zu machen und aufzuerlegen hat. Es soll damit gesagt sein, daß sie auch in Geltung zu bleiben und sich Nachachtung zu verschaffen hat, wenn die Erfüllung einmal unangenehm wird, vielleicht sogar ein Opfer, einen Verzicht kostet, irgendwie einer Neigung zuwiderläuft. Gerade solche Situationen sind für die Festigung der Gewohnheiten und damit des Charakters am wertvollsten. Denn hier tritt die Ordnung formell und fühlbar als sittliche Schranke entgegen; hier zieht sie, wenn sie in Kraft besteht und sich durchsetzt, in der Seele drinnen merklich ihre Grenzlinie des Erlaubten oder Geforderten, und so entstehen die bewußten, wirklich menschlichen Grenzlinien des Sittlichen in der eigenen Seele, entstehen gleichzeitig damit auch die seelischen Befähigungen und Geneigtheiten, diesen Grenzlinien gemäß zu handeln, sie stets zu achten und nie zu übertreten.

Eine Lebensordnung hingegen, die auf jeden Wunsch des verzärtelten Eigenwillens, bei jeder Regung der ungezügelten Launen durchbrochen wird, ein Gesetz also, dessen Erfüllung aus lauter Dispensen besteht, wird nie der Seele seine starke Spur einprägen. Wo immer die Launen mit dem Gesetz zusammentreffen, bleiben sie siegreich; wo immer sie an den Zaun des Gesetzes stoßen, muß er fallen. So entsteht im Gegenteil die Gewohnheit, sich über die Schranken hinwegzusetzen, keinen Halt zu kennen in der Befriedigung seiner Launen. Was muß man auf Grund dieser Gedankengänge sagen von einer Familienerziehung, in der der Vater streng und ernst den Sohn zur Ordnung anhalten und dessen Launen daher manches versagen will, die Mutter aber dann bei jedem Oepferchen, bei jeder Regung des ungebärdigen Eigenwillens dem Sohne hilft, um das Gesetz herumzukommen, oder davon gar ausdrücklich und formell Dispens erteilt, weil es „auch gar zu hart" wäre, in diesem Falle sich daran zu halten, weil der Vater doch entschieden zu streng sei u. unvernünftig viel verlange usw!

Weit besser meint es mit der Jugend die feste Liebe, die im Namen von Gesetz und Ordnung, im Interesse wahrer Erziehung und Charakterbildung, zur Erzeugung der unbeugsamen inneren Schranken und Stützen der Gewohnheiten mit einem bestimmten Nein antworten kann auf die Ansuchen

des unbändigen Freiheitsdranges, wie auch der arbeitsscheuen Trägheit und Genußsucht. Denn das heißt der Jugend das herrliche Programm verwirklichen helfen, das der hl. Paulus den Epheſiern und der ganzen chriſtlichen Menſchheit gab: „Entgegengehen der vollen Mannesreife, dem Maße des Vollalters Chriſti, damit wir nicht mehr Kinder ſeien, die (wie ein Schifflein, dem die ſtarke Hand des Steuermannes fehlt) von den Wellen geſchaukelt und von jedem Windhauche der Tagesmeinungen umhergetrieben werden" (Eph. 4, 14).

Mit einem Leben ernſter, unbeugſamer Ordnung, ſtrenger unnachgiebiger Pflichterfüllung und gelegentlicher Entſagung wird man dank der entſtehenden guten Gewohnheiten allmählich dazu gelangen, die deprimierende Lage des „non posse non peccare" zu verwandeln in die erfreulichere des „posse non peccare", ja ſich ſogar mehr und mehr, ſo weit das auf Erden möglich iſt, dem ſeligen Endzuſtande des „non posse peccare" im Himmel nähern.

Die treffenden auguſtiniſchen Ausdrücke bedürfen einer kurzen Erläuterung. — Glaube und eigene bittere Erfahrung ſagen dem Menſchen mit übergenügender Deutlichkeit, daß es ihm normalerweiſe unmöglich iſt, auf die Dauer alle Sünden zu vermeiden. Praktiſche Vernunft und Gewiſſen ſind leider nicht imſtande, alle die ſo verſchieden gerichteten und in ſich ſelbſt noch nicht gezügelten Neigungen in Schach zu halten und ſo jede Ueberſchreitung der Vernunftgrenzen zu verunmöglichen. Der Menſch gleicht in ſeinem jetzigen Zuſtande nach dem Sündenfalle einer Gemeinſchaft, deren Glieder in ihrem Eigenſinn und Freiheitsdrang ſich nicht an die Ordnung des Hauſes halten wollen, es vielmehr umgekehrt darauf abgeſehen haben, wo immer möglich die Schranken der Ordnung zu durchbrechen oder ſchlau zu umgehen. In einer ſolchen Lage kann der Vorgeſetzte, die Verkörperung von Vernunft und Ordnung im Gemeinweſen, beim beſten Willen nicht alle Ausſchreitungen verhindern. Er kann ja nicht gleichzeitig überall ſein und zum Rechten ſchauen. Daher das „non posse non peccare" des gefallenen Menſchen.

Iſt es aber den Untergebenen ſelbſt daran gelegen, die Ordnung einzuhalten, iſt ſie ihnen ſo recht in Fleiſch und Blut übergegangen, dann iſt es der Autorität ein Leichtes dieſe Ordnung immer und überall durchzuführen. Wenn es nun im Einzelmenſchen drinnen, im Verhältnis der verſchiedenen ſeeliſchen Kräfte und Neigungen, dank der guten Gewohnheiten ſo ausſieht, dann hat er ſich das „posse non peccare" erworben.

Ja, die Gewohnheit machte das gut und richtig Handeln im Tugendhaften zur zweiten Natur, bewirkte ſo gleichzeitig, daß das Böſe widernatürlich geworden iſt und zwar nicht bloß ſo entfernt und unfühlbar, wie wenn es nur der ungeformten, unentwickelten Potenz widerſtrebt, ſondern ausdrücklich, fühlbar und wirkſam, weil es einem beſtimmten, aktiven inneren Akte widerſpricht; man ſieht und empfindet, das Abſtoßende der böſen Tat im Vergleich mit der eigenen Natur, mit dem eigenen Denken und Fühlen und Wollen, kurz mit dem aktuell vorhandenen Charakter. So finden die Verſuchungen im eigenen Innern, in den Seelenkräften, an die ſie ſich wenden, keine Verbündeten mehr, ſondern energiſche Gegner; ihre Anträge werden nicht mehr als verlockend angenommen, ſondern mit Abſcheu zurückgewieſen. So hat der voll ausgereifte Charakter, indem er das gute Handeln zur eigentlichen Gewohnheit, zur Tugend und damit zur eigenen zweiten Natur machte, „das Sündigen verunmöglicht", den Menſchen in den Stand des „non posse peccare" verſetzt.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß hier, wenn die Rede iſt von den Gewohnheiten, immer nur moraliſche Möglichkeit und Unmöglichkeit gemeint iſt. Denn daß es einem auch auf dem Gipfel der Tugend noch, abſolut geſprochen, möglich iſt zu ſündigen, iſt ja klar. Darin beſteht der Unterſchied zwiſchen der erſten und eigentlichen Natur mit ihrer phyſiſchen und zwangsmäßigen Notwendigkeit, und der zweiten, der uneigentlichen Natur, der Gewohnheit, daß letztere nur, aber auch wirklich eine moraliſche und freie Notwendigkeit begründet. Die wirklich zuverläſſige, auch wenigſtens moraliſch unüberwindliche Feſtigkeit der zweiten Natur iſt uns am bekannteſten, wenn ſie uns entgegentritt als Sklavenkette des Laſters. Allein in viel beſſerer Geſtalt, nicht als Vergewaltigung, ſondern als Veredlung der Natur tritt ſie uns entgegen im vollendet Tugendhaften, wie ihn tatſächlich auch die Erfahrung uns gelegentlich als herrliches, ideales Vorbild hinſtellt. Ich weiſe z. B. darauf hin, wie ein wahrhaft ausgereifter Charakter mit ungezwungener Natürlichkeit geſteht: „Ich könnte gar nicht zu viel trinken; es widerſteht mir einfach; ich müßte mir eigentlich Gewalt antun". Ein Gleiches von jenem, der ſeine Sinnlichkeit ſo veredelt hat, daß ſie an Unreinem nicht nur kein Wohlgefallen mehr empfindet, ſondern ſich ſchon von ſich aus mit Abſcheu davon wegwendet.

Das iſt die herrliche Frucht langer Gewöhnung, die Macht der Gewohnheit im Dienſte des Guten. Hier ſehen wir die ideale Verwirklichung des Sprichwortes: „Jung gewohnt, alt getan". Und ob dieſer Bedeutung, die des Wortes erſter und tiefſter Sinn iſt, werden die Erzieher der Jugend froh ſein um deſſen Wahrheit. Iſt es doch gerade dieſes Wort, das unſerem oft langwierigen und noch öfter langweiligen Schaffen Zukunftswert, Ausſicht auf dauerhaften, noch länger währenden Erfolg verleiht.